Universitäts- und Landesbibliothek Bonn

Ein vergessener Führer aus der rheinischen Geistesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts

Schroers, Heinrich

Bonn [u.a.], 1925

3. Abschnitt. Die Zeit ruhigen Wirkens

urn:nbn:de:hbz:5:1-25709

Visual Library

Dritter Abschnitt.

Die Zeit ruhigen Wirkens.

Dreizehntes Kapitel.

Wissenschaftliche Arbeiten (1843—1863).

Inter arma silent musae. Braun hat es an sich erfahren. Nachdem er sich mitten in den hermesianischen Streit gestürzt und der leitende Mittelpunkt der Bewegung geworden war, trat die reine Wissenschaft weiter und weiter bei ihm zurück. Allerdings beruhen auch seine Kampfschriften auf gelehrter Grundlage und enthalten Früchte ernster Studien, allein sie raubten doch Muße und Ruhe für die Beschäftigung mit Dingen, die von den Zeitfragen nicht berührt wurden.

Sogar ein längst übernommenes Werk mußte viele Jahre auf die Vollendung warten, obschon diese keinen großen Aufwand von Arbeit erforderte. Ritter hatte 1829 angefangen das geschätzte Handbuch der kirchlichen Archäologie (1777 ff.) des Neapolitaners Pelliccia neu herauszugeben[1]), das in Deutschland von äußerster Seltenheit war und von Binterim benutzt wurde, seine weitschichtigen, aber nicht sehr kritischen „Denkwürdigkeiten der christkatholischen Kirche" (1825 ff.) darauf zu bauen. Von Anfang an war Braun insofern an dem Unternehmen beteiligt, als er nicht ohne Mühe ein Exemplar des Werkes herbeischaffte[2]). Als nun Ritter nach Breslau abging, wo seiner andere Aufgaben warteten, überließ er seinem Schüler die Herausgabe des zweiten, ebenso umfangreichen Teiles, der Abhandlungen über verschiedene archäologische Gegenstände und sonstige Beigaben enthält. Trotzdem Ritter (an Braun, Breslau 16. 4. 1831) mahnte und der Verleger aus begreiflichen Gründen drängte, verzögerte sich der Druck bis 1838. Die Bearbeitung beschränkte sich übrigens

[1]) Alexii Aurelii Pelliccia De christianae ecclesiae primae, mediae et novissimae aetatis politia. Editio nova ad primam Venetam expressa cura Jos. Ignatii Ritteri. T. I et II. Coloniae 1829.

[2]) Braun an Ritter Rom 23. 1. 1827: „Pelliccia, den Binterim, wie die Franzosen sagen, corrigé et augmenté herausgibt, ist mir in Italien nicht vorgekommen," aber sein Freund Oczkay in Wien besitze das Buch und werde es Ritter gern zur Verfügung stellen.

auf die Verbesserung der Druckfehler der Vorlage, deren besonders in den Zitaten es allerdings sehr viele gab, und auf Anfügung spärlicher auf die Sache gehender Bemerkungen.

Sodann war Braun 1840 als Dekan der Fakultät durch eine akademische Gelegenheit, die Geburtstagsfeier des Königs, zur Abfassung eines Programms gezwungen. Es war eine besonders dunkle und schwierige Frage, die er mit seiner Abhandlung über die sog. Kuldeer in der alten irisch-schottischen Kirche (De Culdeis commentatio) aufgriff. Methodisch gut und gestützt auf seine ausgedehnte Kenntnis der Quellen und Literatur der älteren britischen Kirchengeschichte, wies er zunächst nach, daß die unter jenem Namen zusammengefaßten religiösen Genossenschaften durchaus auf dem Boden der katholischen Kirche standen, und widerlegte somit schon im voraus die tollen Anschauungen, die später Ebrard über eine vermeintlich romfreie und evangelische Kuldeerkirche verfocht (s. Funk im Hist. Jahrb. 4 [1883] 5ff.). Da er diese Phantasien noch nicht voraussah, konnte er sich damit begnügen, aus äußeren Gründen die Zugehörigkeit der Kuldeer zur Gemeinschaft der allgemeinen Kirche aufzuzeigen. Das Wesen jener Gesellschaften, die er für Kanoniker hielt, ohne jedoch deren Verfassung näher zu untersuchen, behandelte er nur kurz und beachtete dabei nicht die geschichtliche Entwicklung, indem er sich ausschließlich an die späteste Gestalt hielt. Beachtenswert ist der Abschnitt (22—26) über die Bedeutung des Namens Kuldeer, den er richtig aus dem Irischen als Gefährte oder Diener Gottes deutet, was dann nachmals Reeves (The Culdees of the British Islands 1864) erschöpfend dargelegt hat. Braun schließt sich an die Forschungen Lanigans (An ecclesiastical History of Ireland) an und führt sie in diesem Punkte weiter. Jetzt ist freilich seine Abhandlung, die damals einen selbständigen Wert beanspruchen durfte, durch spätere Arbeiten überholt.

Halb als ein Nachklang der hermesianischen Kämpfe, halb als ein friedliebender Beitrag zu den durch Möhlers Symbolik lang und stark angeregten Auseinandersetzungen zwischen Katholizismus und Protestantismus ist die Bibliotheca regularum fidei (2 Bde. 1844) zu betrachten, die der Bonner Theologe im Jahre nach seinem Sturze vom theologischen Lehrstuhle erscheinen ließ. Er wollte laut Vorwort durch Veröffentlichung älterer und — nach seiner Meinung — allgemein anerkannter Darstellungen des kirchlichen Glaubenssystems zeigen, was Dogma und was freie Meinung sei, um so der theologischen Verwirrung seiner Zeit zu steuern. Hierbei ging er von dem herme-

sischen Irrtum aus, daß es zwischen förmlichen Definitionen und bloßen Schulansichten kein Gebiet katholischer und kirchlich festzuhaltender Wahrheiten gebe, wie solche von der antihermesianischen Polemik geltend gemacht worden waren. Auch der nackte theologische Positivismus des Hermesianers kommt zum Vorschein in den Seitenhieben, die auf die modernen Pantheisten und Gnostiker, nämlich die spekulativen Theologen, fallen. Durch die auf diesem Wege erreichte Wegräumung mancher Streitpunkte zwischen den christlichen Religionsgemeinschaften sollte zugleich der religiösen Verständigung im Vaterlande gedient werden. Es ist begreiflich, daß der letztere Zweck besonders den Staatsbehörden gegenüber, denen der Herausgeber sein Werk übersandte, hervorgekehrt wurde[1]). Wenn er ferner meinte mit seinem Unternehmen der zeitgenössischen Theologie, die den Zusammenhang mit der Vorzeit verloren habe, auf eine bessere Bahn zu verhelfen, so erkannte er nicht, wie die von ihm vorgeführten Auktoritäten meistens der Verfallzeit der kirchlichen Wissenschaft angehörten oder eigens auf die Beruhigung der Protestanten angelegt und deshalb von einem minimistischen Bestreben beherrscht waren. Der erste Band der Bibliotheca enthält 1. des Franzosen Franz Veron († 1649) Regula fidei, die alte lateinische Bearbeitung von dessen Règle générale de la foi catholique séparée de toutes autres doctrines, 2. einen alten anonymen Auszug daraus, 3. Bossuets kleine Exposition de la doctrine catholique nebst der lateinischen Übersetzung Fleurys, 4. die zuerst 1680 erschienenen Roman Catholic Principles in der Neugestaltung von Berington und Kirk (1830), die Braun ins Lateinische übertrug, 5. die aus Anlaß des Kampfes um die Katholikenemanzipation in England 1826 von den dortigen Apostolischen Vikaren, 6. die bei derselben Gelegenheit von den irischen Bischöfen als katholische Lehre zusammengestellten Sätze, beide Stücke ebenfalls von Braun lateinisch wiedergegeben, 7. die Professio fidei Pius' IV. Der zweite Band ist ganz gefüllt von der Divinae fidei analysis des gallikanisch angehauchten Engländers Heinrich Holden († 1662) und von dessen Schriftchen De schismate. Im dritten Bande sollten die Regula fidei und die Collectio dogmatum credendorum des Franziskaners Philipp Chrismann († 1792), in gewissem Sinne Vorläufer der Aufklärungstheologie, neu gedruckt werden. Dieser Band ist nicht mehr erschienen, weil inzwischen diese Schriften von Spindler (Augs-

[1]) Braun an den Universitätskurator Bethmann Hollweg 4. 11. 1843 und an den Minister Eichhorn 4. 12. 1844.

burg 1844) herausgegeben waren, eine Ausgabe, die 1869 dem römischen Index verfiel. Allen diesen „Glaubensregeln", abgesehen von Bossuet und dem sog. tridentinischen Bekenntnisse, die jedoch für den beabsichtigten Zweck weniger zu bedeuten haben, kommt kein besonderes theologisches, geschweige denn kirchliches Ansehen zu, mochte auch Braun sie anders einschätzen und namentlich den Veronius „klassisch" nennen (Z N. F. 7, 1, 154). Der letztere hat allerdings auch von anderer Seite damals eine auffallende Beachtung gefunden. Seine Regula fidei kam 1842 in Aachen heraus und erlebte schon 1844 eine zweite Auflage; in dem gleichen Jahre ließ der Hermesianer Smets sie (Krefeld 1844) nebst einer deutschen Übersetzung erscheinen. Auf die Entwicklung der deutschen Theologie indes ist die viermalige Totenerweckung ohne Einfluß geblieben.

Die Bibliotheca war ein Versuch Brauns, nach dem Begräbnisse des Hermesianismus wenigstens seinen allgemeineren und nicht gerade verworfenen theologischen Grundsätzen Geltung zu verschaffen und der verderblichen Woge der spekulativen Theologie einen Damm entgegenzusetzen. Merklichen Erfolg hat das Unternehmen nicht gehabt, wie es scheint auch buchhändlerisch nicht. Der Umschwung zu einer positiven Gestaltung der Theologie, der mit der Mitte des Jahrhunderts einsetzte, kam aus einer anderen Richtung und floß aus tieferen Quellen.

Mit dem zu spät gekommenen Werke nahm der Gelehrte für immer Abschied von der Theologie[1]). Der Schiffbruch, den er durch seine

[1]) E. A. Zuchold, Bibliotheca theologica (1864) 2, 897 und nach ihm spätere Bibliographen geben an, eine der gegen die Konversionsschrift von Ida Gräfin Hahn-Hahn (Von Babylon nach Jerusalem 1851) erschienenen Gegenschriften, nämlich „Von Jerusalem nach Babylon. Offenes Sendschreiben an . . . Ida Gräfin Hahn-Hahn zu Nutz und Frommen aller neubekehrten Katholiken. Hg. von Irenäus Monasticus" (1851) sei von Braun. Schon der Verlag der Geh. Oberhofbuchdruckerei in Berlin hätte davon abhalten und die Sucher in das Lager der protestantischen Theologie weisen sollen. Aber auch der Inhalt zeugt auf das bestimmteste gegen Brauns Verfasserschaft, für die sich auch sonst keine Spur findet. Die Gedanken sind ausgesprochen protestantisch und trotz der friedlichen Färbung katholikenfeindlich, und der Auktor bezeichnet sich selbst (S. 24. 26. 44) als Protestanten. Ist es ferner denkbar, daß der Hermesianer Braun folgenden Satz niedergeschrieben hat (27)? „Auch ist nicht zu leugnen, daß das charakterfeste Auftreten Gregors XVI. trotz der dadurch veranlaßten Mißstimmungen wesentlichen Nutzen gebracht hat, indem sonst der Rationalismus, an dem die katholische Religion wie jede andere, soviel deren dagewesen sind, leidet, leicht zu Übergriffen berechtigt worden wäre, denen jetzt auf lange Zeit hinaus vorgebeugt worden ist."

Entfernung aus dem Lehramte in ihr erlitten hatte, warf ihn zeitlebens in fremde Gewässer. Nur einmal ist die Versuchung an ihn herangetreten[1]), seine Feder theologischen Kämpfen noch zu leihen, als Anton Günther 1857 in Rom verurteilt wurde. Die zu der Philosophie des Wieners übergegangenen alten Freunde Elvenich und Baltzer, dieser letztere, obschon Braun seit dessen Abfalle vom Hermesianismus mit ihm in keiner Verbindung mehr gestanden hatte, lagen ihm dringend an, für den Geächteten einzutreten oder wenigstens Artikel zu seinen Gunsten in die Tagespresse zu befördern. Der Leipziger Verleger Brockhaus bat ihn für seine neue Zeitschrift „Unsere Zeit" um einen größeren Aufsatz über die Günther'sche Philosophie. So tief ihn in der Erinnerung an Hermes das Schicksal des Mannes, mit dem er einst in Wien freundschaftliche Beziehungen gepflegt hatte, auch berührte und so unsympathisch ihm sicher das Vorgehen der Indexkongregation gewesen ist, so ließ er sich doch nicht herbei, selbst eine Lanze einzulegen. Er vermittelte bloß einige fremde Arbeiten; so besorgte er einen Artikel in die zu Leipzig erscheinende Deutsche Allgemeine Zeitung und bewirkte einen größeren Aufsatz von Knoodt, den „Unsere Zeit" (1, 609ff.) brachte; andere, die ihm Anhänger Günthers übersandten, liegen noch unbenutzt in seinem Nachlasse. Für theologische Spekulationen, deren Opfer Günther geworden war, hatte er ohnehin nichts übrig. Schon 1832 urteilte er von ihnen, sie „bildeten das Christentum in eine metaphysische Dichtung um" (Z 4, 10), und den Hermesianer Seling, der ein Religionshandbuch schreiben wollte, warnte er (21. 1. 1851) vor der Spekulation, von der er mit richtiger Voraussicht bemerkte, daß sie „wie überhaupt alle Modesache gesunken ist und bald in Mißkredit kommen wird . . . Sie ist nicht für das Volk, auch nicht für die Gebildeten, und damit ich es gerade heraussage, mit der besten Spekulation ist nicht viel gewonnen, am allerwenigsten in unserer Zeit"[2]).

Nachdem er der eigentlichen Theologie entsagt hatte, wäre ihm zu wünschen gewesen, daß er sich einer großen Aufgabe aus der allgemeinen Kirchengeschichte zugewandt hätte. Begabung, Wissen, die leichte Art des Arbeitens, der rasche Blick für historische Zusammenhänge, die Kunst der Darstellung — alles dies, das aus seinen früheren Arbeiten hervorleuchtet, schienen ihn zur Geschichtschreibung grö-

[1]) Elvenich an Braun, Breslau 30. 1., 27. 2., 21. 4. 1857; Baltzer an ihn, Breslau 4. 2., 16. 2., 10. 3. 1857; Brockhaus an ihn, Leipzig 20. 2., 11. 3., 19. 3. 1857.

[2]) F. Jostes, Joh. Mathias Seling (1900) 26 f.

ßeren Stiles bestimmt zu haben. Von Anfang an hatte Ritter ihn dazu gedrängt. „Würden Sie nicht," schrieb er ihm (Breslau 16. 4. 1831), „besser tun für Ihren Ruhm und die Wissenschaften, wenn Sie einen eigenen Gegenstand aus der Kirchengeschichte bearbeiteten, z. B. den Pelagianismus, Berengarianismus usw.?" und nach dem Eintritte der erzwungenen Muße mahnte er wiederum (Breslau 7. 12. 1843): „Ich wünschte, daß Sie an eine Geschichte der Päpste oder an ein kirchenhistorisches Lexikon sich machten, Aufgaben, die ich längst mir gestellt." Braun hatte von jeher selbst das Gefühl gehabt etwas Größeres unternehmen zu müssen und sich mit Plänen nach dieser Richtung getragen (s. oben S. 92 f.). Wie es damals bei ganz unbestimmten Ideen verblieb, zu deren Ausführung kaum die allererste Hand angelegt war, so wird es sich auch wohl mit der aus dem Jahre 1836 oder 1837 stammenden Begründung eines Urlaubsgesuches zu einer Reise nach Italien verhalten, wo es heißt, er sei „nun mehrere Jahre mit Vorarbeiten eines größeren kirchenhistorischen Werkes beschäftigt gewesen", für das ein Aufenthalt in jenem Lande nützlich sein würde. Sein Hang, wissenschaftlich in die Weite zu gehen, der aus Erkenntnisdurst und der Vielseitigkeit der Geistesanlagen geborene universalistische Zug haben zeitlebens Arbeiten im Wege gestanden, die ein ausgebreitetes Forschen und lange Ausdauer erforderten. Die zerstreuenden und zu raschen Hervorbringungen nötigenden hermesianischen Kämpfe taten ein Übriges, die Neigung zu großen Darstellungen je länger desto mehr zu ersticken. Nicht ganz zu vergessen ist jedoch auch die stets schwankende Gesundheit, die, wie Braun selbst früher einmal hervorhob, ein langdauerndes und auf einen Punkt zusammengedrängtes Schaffen erschwerte (an den Minister 5. 2. 1829 M IV, 1, 17). Es war mindestens eine arge Selbsttäuschung, wenn er (an den Kurator 31. 5. 1843) für die Ablehnung einer philosophischen Professur (s. oben S. 365 f.) mit als Grund angab, er werde durch die Übernahme einer solchen gezwungen „auf alles, was er seit einer großen Reihe von Jahren auf dem Felde der Theologie gearbeitet, gesammelt und vorgearbeitet habe, zu verzichten, und zwar in einem Augenblicke darauf zu verzichten, wo er der angenehmen Hoffnung sich hinzugeben hätte, endlich die lange gewünschte Ruhe zu erlangen, welche die Vollendung begonnener wissenschaftlicher Arbeiten erheischt." Braun verwechselte, wie es auch sonst bei lebhaft tätigen Gelehrten vorkommt, das was in seinem Kopfe stand, mit dem was auf dem Papiere hätte stehen sollen. Vorübergehend dachte er so

ernstlich an eine deutsche Bearbeitung von Lingards berühmter History and Antiquities of the Anglosaxon Church (1806), daß er Ritter den Auftrag gab, in Breslau einen Verleger dafür ausfindig zu machen, was diesem (an Braun 30. 5. 1846) auch gelang. Allein die Ausführung unterblieb, ja war nach allem Anscheine noch nicht einmal angefangen worden.

Der allgemeinen Kirchengeschichtschreibung ist er indes nicht ganz untreu geworden. Allerdings verbarg er sich dabei hinter dem Schilde Ritters, nicht als ob er die Verantwortung für seine Leistung zu scheuen gehabt hätte, sondern aus Pietät und bescheidener Dienstwilligkeit für den Lehrer und Freund. Ritter überließ ihm die Besorgung der dritten bis fünften Auflage seines Handbuches der Kirchengeschichte, weil er selbst durch seine Ämter als Professor, Domdechant, fürstbischöflicher Konsistorialrat und zeitweilig auch als Abgeordneter in der Ersten preußischen Kammer daran gehindert war. Indes geschieht davon weder auf dem Titelblatte noch in den Vorreden Meldung, und auch im Buche selbst ist Brauns Arbeit nicht kenntlich gemacht. „Sie glauben nicht," gestand Ritter ihm (19. 12. 1845), „wie ungern ich an eine neue Ausgabe gehe ... Lassen Sie sich auf meine Rechnung bei Marcus [dem Verleger] ein Exemplar geben und lesen Sie einmal gefälligst den Text durch und machen Ihre Bemerkungen dazu. Sie werden mir dadurch einen großen Gefallen tun und dem Werke sehr nützlich sein." Der Bonner Kirchenhistoriker nahm sich des Werkes mit hingebendem Eifer an, so daß es allmählich zum Teil sein eigenes wurde. Erfreut konnte ihm der alte Verfasser schon bald (25. 4. 1846) das Lob spenden: „Ich bewundere Ihren Fleiß und Ihre Sorgfalt, welche Sie meiner Kirchengeschichte widmen, und weiß nicht, wie ich es Ihnen lohnen soll ... Das Ding kann sich sehen lassen! ... Alles ist objektiv, französische Eleganz mit deutscher Gründlichkeit ... Ich sende abermals ein Heft an Marcus, in welchem ich trotz aller Mühe nicht viel habe verbessern können; denn Sie haben mich der Mühe überhoben," und er fügte mit Hindeutung auf die geistspendende Gehilfin, die er der ernsten Klio gestellt, hinzu: „Wenn die 50 Flaschen weg sind, lassen Sie andere 50 sich holen." Braun hat nicht bloß so selbständig die Darstellung verbessert und ergänzt und den Druck geleitet[1]), daß sich Ritter, ein wenig gekränkt, halb scherzhaft beklagte (7. 3. 1851): „Es ist ja, als ob die Sache mich weiter gar nicht anginge," sondern sie auch bis auf die unmittelbare

[1]) Ritter an Braun, Breslau 22. 1., 29. 1., 22. 2., 7. 3., 17. 8. 1851.

Gegenwart fortgeführt. Ob der letztern Arbeit regte sich in Breslau das literarische Gewissen. „Ich wünschte doch," schrieb Ritter (19. 6. 1851), „daß in der Vorrede zum zweiten Bande, wenn eine geliefert wird, dem wirklichen Verfasser des letzten Teiles meiner Geschichte die verdiente Ehre zu teil würde. Sie wissen wohl, daß ich gern Lehre von anderen, auch von Jüngeren annehme, aber mit fremden Federn schmücke ich mich nicht gern." Namentlich spendete Braun einen Abschnitt über die neueste Geschichte des Protestantismus von der Mitte des 18. Jahrhunderts an, von dem ihm der Freund berichten konnte (27. 1. 1852): Er „scheint einiges Aufsehen zu machen und die Protestanten auf mein Buch aufmerksam zu machen; denn ich höre, daß schon in einer der Literaturzeitungen eine Rezension darüber vorhanden ist, und Oberkonsistorialrat Hahn [Professor der protestantischen Theologie in Breslau] bewies mir neulich, daß er sehr genau mit der Abhandlung bekannt sei."

Brauns Sorge ist dem Handbuche auch äußerlich zugute gekommen. Um von der ersten (1826) bis zur dritten Auflage (1846) zu gelangen, hätte es zwanzig Jahre gebraucht, nun aber, seitdem er die Hand daran gelegt, folgten sich die Neuausgaben rascher, 1854 konnte bereits die fünfte erscheinen. Diese ist bemerkenswert durch die Hinzufügung einer ausgezeichneten Kirchengeschichte Großbritanniens seit 1778 (2, 601—624) aus Brauns Feder. Gründlich, klar, mit Geist und in echt historischem Stile geschrieben, hinterläßt sie im Leser das lebhafte Bedauern, daß ihr Verfasser sich nicht der großen Geschichtschreibung gewidmet hat. Er hätte einer unserer Besten werden können. Ritter (gest. 5. 1. 1857) tat gut daran, ihm das Eigentum an seinem Werke zu vermachen[1]) und gab damit dem tatsächlichen Verhältnisse nur den rechtlichen Ausdruck. Aber nun zeigte sich auffallenderweise, daß der also Begabte das Interesse an dem Buche verlor. Die Sorge um die sechste Auflage (1862) überließ er dem Kölner Stadtarchivar Ennen, der dazu nicht geeignet war. Die Angleichung an die fortschreitende Wissenschaft und selbst die Literaturnachträge genügten bei weitem nicht. Daher weigerte sich später der Verleger ohne durchgreifende Verbesserungen einen Neudruck zu veranstalten, zumal da der Verkauf „in beständigem Abnehmen begriffen" sei. Er erklärte: „Viele Abschnitte bedürfen einer gänzlichen

[1]) Nach einem Schreiben der Testamentsvollstrecker an Braun (16. 3. 1858) hatte ihm Ritter das Recht an allen seinen Schriften und Manuskripten vermacht, von letztern aber fanden sich keine vor.

Umarbeitung. Dafür sprechen auch sämtliche Beurteilungen und noch mehr die mir von kompetenten Seiten gemachten Mitteilungen“[1]). Wahrscheinlich ist die Einsicht in diese Notwendigkeit für Braun der Grund gewesen, seine Hand von dem nun dem Untergange geweihten Buche wegzuziehen, da er durch andere Studien und politische Tätigkeit zu sehr in Anspruch genommen war und die Unlust zu ausdauernder Arbeit mit den Jahren zunahm. Nicht einmal die von ihm selbst geschriebene neueste Kirchengeschichte Englands ist in der sechsten Auflage weitergeführt. Das einzige, was er zu dieser beitrug, war, wie der Entwurf von seiner Hand im Nachlasse beweist, der Überblick über die Regierung Pius' IX. von 1854 ab. Dieser gipfelt in einem politischen und kirchlichen Bekenntnisse. „Man warf das bestehende Völkerrecht über den Haufen, die Revolution trat an die Stelle des Rechts und der Verträge, und der sichtbare Führer der Revolution in Italien wurde Viktor Emanuel . . . Welchen Ausgang diese Leiden der Kirche haben werden, vermag kein Sterblicher vorauszusagen, aber das ist gewiß, daß die Kirche durch Leiden wie das Gold geprüft wird, daß sie geläuterter aus dieser Prüfung hervorgehen wird, und daß Gott seine Kirche nie verläßt.“ Mit diesen Worten schließt die Ritter-Braunsche Kirchengeschichte[2]).

Statt der allgemeinen Geschichte der Kirche wandte Braun seine Liebe der Vergangenheit der heimatlichen Kirche zu und der davon unzertrennlichen politischen und kulturellen Geschichte des Niederrheins. Von der Einsicht erfüllt, daß hier noch vieles, wenn nicht alles, erst zu tun sei, drang er auf die Inangriffnahme der vorbereitenden Kleinforschung. „Zuvörderst wird sich,“ bemerkt er (Annalen des Hist. Ver. f. d. Niederrh. 6 [1859] 1), „die Arbeit auf das Einzelne zu wenden haben; sie wird sich bemühen, soweit es noch möglich, den Schutt zu entfernen, welcher die Quellen verdeckt oder ihren Inhalt trübt, dann die vielverschlungenen und oft verworrenen Fäden, welche die Geschichte der einzelnen kleinen Länder, Dynastien, Stifter usw.

[1]) Marcus an Brauns Neffen und Erben Peter Braun in Trier 29. 4. 1868 (Briefsammlung des Landgerichtspräsidenten Dr. Braun in Braunsberg). Nicht Ennen, sondern Braun gibt er die Schuld an der Vernachlässigung.

[2]) Auch einer anderen Schrift von Ritter wandte Braun seine tätige Teilnahme zu, indem er für die 2. Auflage (1845) von dessen Übersetzung des apologetischen Werkchens „Gother, der verkannte und der wahre Katholik“ (vgl. hierüber meine Gesch. d. k.-th. Fak. 113) eine Vorrede schrieb und eine „Zugabe“ beisteuerte (Ritter an Braun, Breslau 11. 8. 1845). Da diese 2. Auflage mir nicht erreichbar war, kann ich über den Braun'schen Beitrag nichts näheres angeben.

ineinander verschlingen und ineinander weben, zu entwirren und zu lösen. Auf diese Weise wird der Weg angebahnt werden, den ein künftiger Linné der Geschichte unserer Provinz betreten kann, um ihren Bau im ganzen und großen auszuführen und uns darin einzelne Gestalten vor die Anschauung zu bringen, die zum Ruhme der Provinz den bedeutendsten historischen Erscheinungen und Charakteren an die Seite gesetzt werden können." Um zu diesem großen Bau beizutragen, hat er den Kärrnerdienst nicht gescheut.

Der erste Anstoß zu seiner Beschäftigung mit der heimischen Geschichte kam von außen, durch eine zufällige Gelegenheit[1]). Als 1850 Erzbischof Geissel zum Kardinal erhoben wurde, stellte Pfarrer Binterim an der Spitze einer Abordnung zur Beglückwünschung des Kirchenfürsten die Behauptung auf, vor 800 Jahren sei schon dessen Vorgänger Hermann römischer Purpurträger geworden, während Geissel in öffentlichen Anreden sich als ersten kölnischen Kardinal bezeichnete. Infolgedessen entspann sich in der Kölnischen Zeitung ein von Ungenannten geführter Streit hierüber, in den auch der Mainzer „Katholik" (2. Dezemberheft 1850) mit einem Artikel eingriff, als dessen Verfasser sich später der Gymnasiallehrer Hennes in Mainz bekannte. Hier war der Kardinalat Hermanns geleugnet, und eine übrigens sehr objektiv gehaltene Korrespondenz in der zu Köln erscheinenden „Deutschen Volkshalle" (1850 Nr. 330), die ebenfalls von Hennes herrührte, berief sich dabei auf das Urteil des bekannten Urkundenforschers Böhmer in Frankfurt, der die zum Beweise für die Würde Hermanns angeführte Bulle Leos IX. von 1052 (Jaffé, Regesta Pont. 4271) für unecht erklärt habe. Nun fuhr der stets sporenklirrende Pfarrherr von Bilk mit einer groben, sehr hochmögend und siegesgewiß tuenden Schrift[2]) gegen den ungenannten Gegner los, sogar dessen persönliche Glaubwürdigkeit in Bezug auf das Zeugnis Böhmers verdächtigend (25). Er suchte die Echtheit der Urkunde zu retten und aus ihr seine Behauptung zu erhärten. Wie alle Arbeiten Binterims zeugt auch diese von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, läßt aber Quellenkritik und geschlossene Beweisführung vermissen. Der An-

[1]) Dieser Streit zwischen Braun und Binterim ist bei Pfülf 1, 588 sehr unvollständig und darum auch sehr mißverständlich behandelt, insofern als die Sache irrig als von dem „Hermesianer" ausgegangen erscheint und die Zeitfolge zweier Schriften Binterims umgekehrt worden ist.

[2]) Hermann der Zweite, Erzbischof von Köln, aus authentischen Urkunden dargestellt als Erzkanzler des Heiligen Apostolischen Stuhles und als Kardinalpriester an der St. Johanneskirche vor dem Lateinischen Tore (1851).

gegriffene antwortete sofort mit einer Darstellung der Geschichte des Erzbischofs Hermann[1]), die in einem längeren Vorworte das Gutachten Böhmers mitteilte (VIII—X) und mit dem Bilker scharf ins Gericht ging. Daß der Ton gereizt ist, wird man begreiflich finden, aber zu bedauern bleibt, daß der junge Verfasser mit Spott und Sarkasmus auch rein persönliche Verhältnisse des greisen und verdienten Gelehrten herbeizerrte.

Böhmers Gründe waren vorwiegend der inneren Kritik entnommen und waren in der Mehrzahl nicht haltbar. An diesem Punkte setzte Braun ein mit seiner Schrift „Die geborenen Kardinäle der kölnischen und trier'schen Kirche" (1851), einem Sonderabdruck aus seiner Zeitschrift (Z 78, 51—99; Ergänzung hierzu 184—186). Seinem reichen Wissen gelang es den Wortlaut der Urkunde, soweit er die vorwürfige Frage betraf, vollkommen zu rechtfertigen, dagegen erkannte er nicht genügend an, daß einige andere Bestimmungen unmöglich echt sein können, die zum Teil schon der letzte Herausgeber der Bulle (Lacomblet, Urkundenb. f. d. Gesch. d. Niederrh. 1, 119) für eingeschoben erklärt hatte. Auch würdigte er nicht hinreichend die äußeren Bedenken gegen die Echtheit, die Tatsache, daß weder vom Original sich sichere Spuren finden noch Abschriften in den kölnischen Kartularien sich erhalten haben[2]), was bei einem Aktenstücke von solcher Wichtigkeit doch sehr auffallend ist; die einzige Überlieferung rührt von dem Geschichtschreiber des 17. Jahrhunderts Ägidius Gelenius her, der angibt, sie im Archiv des Stiftes St. Severin gefunden zu haben — eine Angabe, an deren Richtigkeit zu zweifeln allerdings kein Grund vorliegt. Die Echtheitsfrage, die Braun unbedingt bejaht, ist auch heute noch nicht entschieden[3]). Hingegen war Braun sicher im Rechte, wenn er gegen Binterim mit schlagenden Gründen zeigte, daß die Urkunde dem Erzbischofe und seinen Nachfolgern keineswegs die Würde

[1]) J. H. Hennes, Hermann II., Erzbischof von Köln (1851).

[2]) Was Braun nachträglich hierüber vorbringt (Z 80 [1851], 57—70), befriedigt nicht.

[3]) Hegel, Die Chroniken der niederrhein. Städte 1 (1875), XVIII hielt die Bulle mit Ausnahme eines Satzes über die Verleihung der Regalien für echt, schloß sich dann (3 [1877] CCXLVI) aber dem Urteile Böhmers an. Steindorff, Jahrb. des Deutschen Reichs unter Heinrich III. (1881) 2, 141 erkennt „Merkmale hochgradiger Fälschung", die aus Wiberts Biographie Leos IX. eingeschoben sei, und auch Breßlau, Handb. der Urkundenlehre[2] (1912) 1, 219 f. gibt die Bulle für mindestens stark interpoliert aus. Dagegen blieb sie in den Jaffé'schen Papstregesten 4271 unter die echten eingereiht.

eines Kardinals verlieh. Das Kanzleramt der römischen Kirche, das der Papst dem Erzbischofe zuerkannte, war durchaus nicht immer mit der Kardinalswürde verbunden, und die Kirche St. Johann war ihm nur als Absteigequartier, nicht als Kardinalstitel überwiesen, wurde erst 1517 zum Kardinalstitel erhoben.

Nach Brauns Untersuchungen konnte die Sache vor der Wissenschaft als erledigt gelten. Aber Binterim hatte inzwischen eine in der Sprache wahrhaft wüste (vgl. z. B. 2f.) Streitschrift[1]) gegen Hennes vom Stapel gelassen, die umständlich die Echtheit der Urkunde mit Gründen verteidigte, die sich bei Braun weit schärfer und schlagender finden. Die gegen diesen gerichtete Nachschrift (59—62), die übrigens sehr viel anständiger gehalten ist, als die Ausführungen gegen Hennes, enthält nur Plänkeleien, die beweisen sollen, daß alles, was der Bonner Gegner abweichend von Binterims Ansichten vorgebracht hat, von ihm schon im voraus widerlegt worden sei. Wie unkritisch sein Standpunkt ist, verrät schon das Motto der Schrift: „Es ist ein sehr vernünftiger und aller Orten bestätigter Satz, daß man Urkunden solange für echt halten müsse, bis ihre Unrichtigkeit entweder bewiesen oder doch sehr wahrscheinlich gemacht worden."

Da Braun es seiner wissenschaftlichen Ehre schuldig war, die selbstbewußt auftretende Kritik nicht schweigend hinzunehmen, schrieb er als Entgegnung[2]) „Die Sage von den geborenen Kardinälen der kölnischen, trier'schen und magdeburgischen Kirche", deren Titel schon die Erweiterung des Forschungsfeldes zur allseitigen Klarstellung der Streitsache andeutet. Aus dem Schatze seiner quellenmäßigen Gelehrsamkeit fällt nicht nur Neues und Entscheidendes für den Fall in Köln ab, sondern werden auch beachtenswerte Ergebnisse zur Entwicklung des römischen Kardinalats und der kirchlichen Verfassungsgeschichte überhaupt gewonnen (s. z. B. 202—207). Die scharfe Dialektik, mit der dem an Unsicherheit und Verschwommenheit

[1]) Die Bulle Leos IX. für den Erzb. Hermann II. und die kölnische Kirche gegen die neuesten Angriffe verteidigt nebst einem Rückblick auf Hermanns Vorgänger, Erzb. Piligrim als Bibliothekar des apostolischen Stuhles und auf die kölnische Kirchengeschichte des eilften Jahrhunderts und einer Nachschrift als Antwort auf die eben erschienene Broschüre: Die geborenen Kardinäle der kölnischen und trierschen Kirche von J. W. J. Braun.

[2]) Die Sage . . . Beleuchtung der Nachschrift zu der Broschüre: Die Bulle Leo IX. für den Erzb. Hermann II. von Herrn Dr. Binterim (1852), Sonderdruck aus Z 79 [1851], 177—172 (ergänzend hierzu 80, 57—70). Da mir der Sonderdruck nicht zugänglich ist, benutze ich die Zeitschrift.

leidenden Gegner zu Leibe gegangen wird, macht die Darstellung zwar etwas weitschweifig, wozu auch die befolgte Methode, dessen „Nachschrift" Satz für Satz vorzunehmen, beitrug, verleiht ihr aber auch einen eigenen Reiz. Die Schrift, die nach der kritischen Seite eine ausgezeichnete Arbeit ist, kann als redendes Zeugnis gelten, wie sehr die hermesische Schulung auch auf dem Gebiete geschichtlicher Untersuchung zur Klarheit und Bestimmtheit erzog. Man kann es nur beklagen, daß Braun nicht häufiger und an größeren Aufgaben von ihr Gebrauch gemacht hat.

In der bei einem solchen Buche unvermeidlichen polemischen Haltung beobachtete er einen Takt, der ihm um so höher anzurechnen ist, als ihm nicht ganz unbekannt sein konnte, wieviel Arges der Bilker Pfarrer früher den Hermesianern zugefügt hatte. Es spricht für seine auf das Sachliche gehende vornehme Gesinnung, was er bei dieser Gelegenheit als Grundsatz im rein wissenschaftlichen Kampfe aufstellt. „Ich werde mich bemühen," sagt er an der Spitze seiner Schrift (178f.), „nichts einfließen zu lassen, was irgendwie den Schein eines Angriffs oder einer Anspielung auf die Person oder die Persönlichkeit an sich trüge, sondern ich werde mir das Bewußtsein zu erhalten suchen, was es heiße, wenn der Schriftsteller von sich mit Wir spricht, wenn er sich des Pluralis maiestaticus bedient . . . Nicht der Gelehrte spricht und schreibt, sondern das Wir des reinen, klaren, heiligen Wissens spricht in ihm und durch ihn; er hat kein Ich und kennt kein Du; er fühlt sich getrieben, für die Sache der Wahrheit in den Kampf zu treten, dann kennt er nicht Stand noch Rang, nicht Schwäche noch Auszeichnung seines Gegners, er weiß nichts über ihn, als was er eben von ihm als Gelehrtem, als Schriftsteller aus seinen Schriftwerken entnimmt. Nur dann, wenn der Gegner mehr weiß, als er als Schriftsteller wissen darf, wenn er die Idee, die er darstellen soll, verleugnet und wenn er zu persönlichen Angriffen sich herabgelassen, dann ist persönliche Verteidigung gestattet und der persönliche Angriff oft eine Pflicht." Gut hermesianisch und den vordringlichen Kultus des Verstandes und des daraus fließenden Überlegenheitsgefühls verratend ist aber auch, was er hinzufügt: „Der Spott sogar kann erlaubt werden, nämlich dann, wenn alle Mittel der Belehrung fehlgeschlagen, wenn alle Geduld erschöpft worden, wenn der Gegner von Leidenschaft geblendet, die einleuchtendsten Gründe keck und trotzig zurückweist. Der Witz ist der ewig junge Sohn der Vernunft und wenn er seine Mutter gegen diejenigen verteidigt, welche dieselbe standhaft verleugnen und

beleidigen, so steht ihm auch jetzt noch das Recht zur Seite, wie es ihm zur Seite stand, da er als Eiron in Sokrates und Platon lose Sophisten bekämpfte." Hiernach haben die hermesianischen Polemiker nur zu oft und leicht verfahren, Braun allerdings nie ohne Feinheit des Geistes.

Obgleich er gegen Binterim auch auf Spott und Witz verzichtet hatte, erging sich dieser[1]) gegen ihn in den unwürdigsten persönlichen Verunglimpfungen, von denen schon das giftige Motto auf dem Titelblatte einen Vorgeschmack gibt. Man mag dem alten Haudegen, der schon gegen Hennes gesagt hatte: „Es ist wahr, ich mache mir in meinem grauen Alter eine gewisse Freude daraus, solche junge Federhelden und Großredner aus dem Felde zu schlagen" (Die Bulle Leo IX., 2), manches zugute halten, aber das, was er gegen Braun, der doch längst nicht mehr zu den Jungen gehörte, sich herausnahm, überschritt doch alles Maß. Und dabei trugen seine Ausführungen trotz des reichen historischen Wissens, das sie enthielten, zur Lösung des Problems kaum etwas aus. Die Ergüsse über „leeres Sophistisieren" oder „leichtfertiges Obenhinreden" oder „Effektmacherei und Neinsagen" oder „die wenig beneidenswerte Gabe dem Lesepublikum etwas vorzumachen" (13. 24. 31. 59) bewiesen ja nichts und erst recht nichts die an den Haaren herbeigezogenen boshaften Anspielungen auf des Gegners Stellung zur päpstlichen Auktorität und auf das ihm entzogene Lehramt (41 f. 48. 58 f. 61 f.). Die „geborenen Kardinäle" oder „Legaten" auf dem Kölner Stuhle sind und bleiben eine Sage. Dies zum ersten und letzten Male nachgewiesen zu haben, ist Brauns Verdienst. Darum hätte er besser getan, die persönlichen Ausfälle Binterims mit würdevollem Schweigen zu strafen, anstatt ihnen eine Erklärung entgegenzusetzen (Z 83 [1852], 211), die dessen Niederlage nochmals unterstreicht und ihm mit der Bescheinigung seiner „Gemeinheit und Ungezogenheit" heimzahlt[2]). Die dort in Aussicht gestellten weiteren Erörterungen

[1]) Die jüngste öffentliche Vorlesung [spöttisch!] des Herrn J. W. J. Braun: Die Sage von den geborenen Kardinälen der kölnischen, trierschen und magdeburgschen Kirche vor dem Forum der Wahrheit [!] und Wissenschaft (1852). Zu einiger Entschuldigung für Binterims heftigen Ton mag der Umstand dienen, daß Braun schon früher seiner historischen Kritik und Unparteilichkeit stark zugesetzt hatte (Z N. F. 2 [1841], 2, 167—181 und 3, 159—173).

[2]) Ein Nichtswürdiger benutzte diese bittere Erklärung, um sie dem greisen Binterim als angeblichen Brief von Braun „Dez. 1852" mit dem Poststempel Bonn zuzustellen. An diesem Briefe, dessen Original mir vorgelegen hat (unter den Papieren Binterims), ist kein Strich von Brauns Hand. Die Gehässigkeit der hermesianischen Kämpfe glühte noch fort.

sind glücklicherweise unterblieben. Die Frage aber hat er noch lange im Auge behalten, wie die Tatsache beweist, daß er noch 1857 das seltene Werk von Crescembeni über die Johanneskirche für sich in Rom ankaufen ließ (Alertz an Braun, Rom 2. 12. 1857). Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn sein Mainzer Kampfgefährte das zusammenfassende Schlußwort übernommen hätte, doch lehnte dieser ab (Hennes an Braun, Mainz 11. 7. 1858).

Seiner letzten Lebenszeit gehört ein Buch über „Das Minoritenkloster und das neue Museum zu Köln" (1862) an, das aber, weil es mehr in das Gebiet der Kunstgeschichte einschlägt, erst später (Kap. 15) zur Besprechung kommen kann. Sonst begnügte er sich größere und kleinere Beiträge zur niederrheinischen Geschichte zu liefern, die alle in den „Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein" veröffentlicht wurden; im ganzen sind es mit Einschluß der archäologischen vierzehn.

Besonders eingehend hat sich Braun mit der Geschichte der Prämonstratenserabtei Steinfeld in der Eifel befaßt, deren Urkunden, teils Originale, teils Abschriften, sich zu einem großen Teile in seinem Nachlasse gesammelt finden. Er scheint sich mit der Absicht einer umfassenden Darstellung, wie sie nachmals Paas geliefert hat (Annalen Heft 93 [1912] ff.), getragen zu haben, jedoch hat er nur einige Stücke aus der Vergangenheit des bedeutenden Kloster bearbeitet, „Steine zu dem künftigen Bau", wie er bemerkt (Ann. 8, 121), zusammengetragen. Der Aufsatz „Zur Geschichte der Stadt Schleiden" (Ann. 3 [1856] 116—129 und 7 [1859] 201—206), deren Pfarrkirche dem Stifte Steinfeld eingegliedert war, behandelt einen Pfarrer aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, den man mit Unrecht als protestantisch geworden ausgegeben hat. Ein anderer Aufsatz, der, wie der Titel „Nachrichten über Klöster des Prämonstratenserordens, besonders in Rheinland und Westfalen" (Ann. 4, 282) zeigt, der Anfang einer ganzen Reihe sein sollte, gibt einen aus Steinfelder Urkunden bestehenden Ausschnitt der Geschichte des Klosters Niederehe (Kreis Daun), eines Priorates der Abtei (Ann. 4 [1856] 282—310). Statt der verheißenen weit ausgreifenden „Nachrichten" folgten bloß eine Zusammenstellung der „Vorsteher des Collegii Norbertini zu Köln" (Ann. 6 [1859] 168—171), dann eine kleine aus ungedruckter Quelle geschöpfte Angabe (Ann. 6 [1859] 233f.) über den als erbaulichen Schriftsteller bekannten Steinfelder Mönch Leonhard Goffine († 1719), ferner noch eine aus einem gedruckten älteren Werke genommene Notiz über „Das

adelige Fräuleinstift zu Heinsberg", ein ehemaliges Prämonstratenserinnenkloster (Ann. 7 [1859] 207—211), und endlich unter der Überschrift „Zur Geschichte der Abtei Steinfeld in der Eifel" (Ann. 8 [1860] 120—160; 9 [1861] 182—215; 11 [1862] 199—227; 13 [1863] 161—200) die Veröffentlichung von kurzen Lebensbeschreibungen der dortigen Kanoniker aus dem 16. bis 18. Jahrhundert, die einem ungedruckten Album des Klosters entnommen sind, leider ohne alle Erläuterungen, die besonders bei den Ortsnamen vermißt werden. Nimmt man noch hinzu die Abhandlung zur Rechtsgeschichte des Herzogtums Jülich („Zur Geschichte des Landes Montjoie" (Ann. 6 [1859] 1—40), die aber nichts als eine Arbeit des verstorbenen Regierungsrates Ritz in Aachen nebst ungedruckten Weistümern ist, und eine den handschriftlichen Werken des Humanisten Johannes Butzbach entnommene Notiz „Zwei Thomas von Kempen; Karls d. G. Geburtsort" (Ann. 11 [1862] 195—198; vgl. dagegen 13, 238—245), so sind die eigentlich geschichtlichen Beiträge zur Heimatgeschichte erschöpft.

Es wollte kein rechter Zug in diesen Zweig seiner wissenschaftlichen Tätigkeit kommen; es sind mehr gelegentlich gesammelte und nur halbreif gewordene Früchte. Hemmend dürfte der Mißstand eingewirkt haben, daß er an der gegebenen Stelle für diese Studien, in dem 1854 gegründeten „Historischen Verein für den Niederrhein", nicht den Platz einnahm, der ihm in erster Linie gebührt hätte. Dieser Verein war in dem Kreise um Binterim, seinem und der Hermesianer altem Feind, entstanden — Grund genug für Braun sich zurückzuhalten und für den Verein Grund genug, den Bonner Kirchenhistoriker unbeachtet zu lassen. Zu dem letzteren bewog auch die kühle und mißtrauische Haltung, die der Kardinal Geissel lange Zeit gegenüber dem Vereine beobachtete[1]; den ihm verhaßten Hermesianer an der Spitze hätte dieser nicht verziehen. Erst 1861, kurz vor dem Tode Brauns, wagte man ihn zum Mitgliede der „Wissenschaftlichen Kommission" zu wählen[2], der die Herausgabe der Vereinszeitschrift oblag.

Wie belebend eine leitende Stellung auf seine wissenschaftliche Tätigkeit einwirkte, zeigte sich am „Verein von Altertumsfreunden im Rheinlande." Von 1847 bis zu seinem Tode (1863) war er Vorsitzender dieser das ganze Stromgebiet des Rheines umfassenden gelehrten und hochangesehenen Gesellschaft, indem er Jahr um Jahr neu erkoren

[1]) S. über diese Verhältnisse Annalen 79, 11—14.

[2]) Neunter Bericht des Hist. Vereins 40. Seit 1861 erscheint sein Name als Mitherausgeber der Annalen.

wurde. Es war eine glänzende Auszeichnung für ihn, da sein Vorgänger, auf dessen Wunsch ihm die Nachfolge zufiel, der gefeierte Altertumsforscher Welcker gewesen war, wie nach ihm der nicht minder gefeierte Philologe Ritschl den Vorsitz übernahm. Die Chronik des Vereins weihte dem Hingeschiedenen sehr ehrenvolle Worte. „Seinen Verdiensten glaubte der Vorstand allein angemessen entsprechen zu können, wenn er den ihm gewidmeten Nachruf an die Spitze dieses Jahrbuches[1]) stellte, um dadurch zu bekunden, daß der Verlust des Vereinspräsidenten die erste, wenn auch schmerzlichste aller an unsere Genossen zu richtenden Mitteilungen sei. Wenn ein einzelnes Individuum das seltene Vertrauen genießt, fast zwei Dezennien hindurch einer aus Hunderten bestehenden Genossenschaft vorzustehen, und erst durch den Tod von dieser Stellung abgerufen wird, so muß das von einer und derselben Person durch so lange Zeiträume geleitete Institut mehr mit dieser zusammenwachsen, als es bei öfterem Wechsel der an die Spitze tretenden Personen der Fall sein kann. Die Mitglieder unseres Vereins bestehen infolgedessen auch zum großen Teil aus Freunden, Verehrern und Schülern des als akademischer Lehrer, Schriftsteller und Politiker in sehr weiten Kreisen bekannten Verstorbenen, und diese schätzten an unserem Vereine vielleicht gerade das, was sie als von Braun ausgehend dachten, und wünschen zu erfahren, ob mit dem neuen Vorstande gewaltsame Änderungen und neue Grundsätze in unser Vereinsleben eingezogen seien. Brauns hervorragende Bedeutung lag im Bestreben einer gewissen Universalität der Bildung, die sich sowohl in einer außerordentlichen Vielseitigkeit des Wissens wie in der daraus hervorgehenden seltenen Objektivität allen Erscheinungen des Lebens gegenüber bekundete. Braun hatte Freunde unter allen Parteien, gleichmäßig in beiden Konfessionen und war ebenso angelegentlich dem Studium des Altertums wie dem des Mittelalters ergeben. Ihm schwebte für unseren Verein das Ideal einer Versammlung aller Gebildeten mit Hintansetzung der sie sonst trennenden Standpunkte vor. In der Auffassung einer durchaus objektiven Wissenschaftlichkeit, die auf dem Gebiete der Erforschung der Vorzeit und der Erhaltung ihrer Denkmale alle Gebildeten in dem Interesse für die historische Vergangenheit zu einigen sucht, etwas ändern zu wollen, hieße den Lebensfaden unseres Vereins zerstören, und der neue Vor-

[1]) Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande Heft 36 (1864) 1—12. Der Nachruf, am Winckelmannsfeste 1863 vorgetragen, ist von dem Philologen Franz Ritter.

stand kann deshalb selbstredend nur bestrebt sein, jenen allein richtigen Standpunkt überall zu kräftigen und hervorzuheben" (Chronik; Jahrb. 36, 172ff.).

Entsprechend diesem Gepräge, das unter Braun das Leben des Vereins trug, wonach der Verein ein Sammelpunkt aller wissenschaftlich gebildeten Männer sein sollte, deren Geist Nahrung in den Kulturzuständen der fernen Vergangenheit der Rheinlande fand, namentlich in der römischen Vorzeit, sind die eigenen Arbeiten Brauns, die in den Vereinsschriften erschienen, angelegt und gestaltet. Sie enthalten immer archäologische Würdigungen einzelner Denkmäler, meistens neu gemachter Funde, holen dabei aber stets zu allgemeinen, weit ausgesponnenen Erörterungen aus, die mit dem Gegenstande nur mehr oder minder lose zusammenhängen. Natürlich findet man hier neben eigenen Forschungen des Verfassers viel Bekanntes, so daß der Eindruck des Popularisierens entsteht und hie und da auch der Vorwurf erhoben worden ist, er habe auf diese Weise gestrebt den kleinen Untersuchungen mehr Körper zu geben und Druckseiten zu füllen[1]). Wenn nun auch nicht verkannt werden soll, daß es zu Brauns Eigenart in fast allen seinen schriftstellerischen Erzeugnissen gehört, von sehr allgemeinen Dingen auszugehen, und daß er überhaupt eine behagliche Breite der Darstellung liebt, so ist bei seinen archäologischen Beiträgen doch auch der Gedanke bestimmend gewesen, nicht bloß dem Fachmann etwas zu bieten, sondern die Sache auch Fernerstehenden genießbar zu machen und so zum Gesamtverständnisse des Altertums beizutragen, wie es nach ihm die Aufgabe des Vereins neben der reinen Wissenschaft sein sollte. Diesen beiden Zwecken hat seine Feder unermüdlich gedient.

Die archäologischen Arbeiten erstrecken sich ununterbrochen durch die zwei Jahrzehnte von 1843 bis in sein Todesjahr 1863, setzen also mit dem Zeitpunkte ein, wo er den akademischen Lehrstuhl verlassen mußte und der Theologie entsagte. Es sind ihrer, sofern richtig gezählt ist, nicht weniger als 83. Gewöhnlich sind sie von kleinem und kleinstem Umfange, zeugen aber, da sie selten zu einer früher behandelten Frage zurückkehren, für die große Ausdehnung des archäologischen Wissensgebietes ihres Verfassers. Zehn sind größere Abhandlungen, von denen eine als besondere Schrift (Achilles auf Skyros 1858) ausgegeben wurde, eine andere als Festgabe für Welcker (Das Portal zu Remagen 1859) erschien, während die acht übrigen Pro-

[1]) So urteilt z. B. O. Kuhfeldt (s. unten S. 490 A. 1) 13 A. 18.

gramme zur alljährlichen Feier von Winckelmanns Geburtstage bilden. Von den kleineren Aufsätzen sind sieben in den Annalen des Historischen Vereins[1]) enthalten, alle anderen in den Jahrbüchern seines Vereins. Selbstverständlich können nicht sämtliche aufgeführt und noch weniger sämtliche besprochen werden. Es ist eine Auswahl des Wichtigern und für Brauns Studien Bezeichnenderen zu treffen. Ebenso darf nur bei den bedeutenderen kritischen Hinweisen Raum verstattet werden. Wegen des zeitlichen Zusammentreffens seiner ersten archäologischen Veröffentlichung mit dem Abgang vom Lehramte könnte es scheinen, daß dieser, wenn nicht der einzige, so doch der Hauptgrund für seine Hinwendung zu dem neuen wissenschaftlichen Gebiete gewesen, das so fernab von allem theologischen Streite lag und darum geistige Ruhe bot. Allein ein äußerer Umstand hat wohl den letzten Anstoß gegeben, die von ihm selbst durch einen Zufall 1843 gemachte Entdeckung römischer Gebäudereste mit einer Heizanlage im Garten des von ihm bewohnten Hauses, mit deren Beschreibung und Erläuterung er seine literarischen Beiträge zur klassischen Archäologie eröffnete (Jahrb. 2, 41—44). Seine Aufmerksamkeit auf römische Altertümer reicht jedoch in die Zeit seines Aufenthaltes in Rom zurück, wo er unter Nibbys Leitung (s. oben S. 58f.) die erste Grundlage für seine Kenntnisse erhielt[2]). Sie lebten jetzt wieder auf und wurden nach allen Seiten erweitert.

Den eben erwähnten Gegenstand weiterführend, versuchte er sofort eine auf die Ausgrabungen und die alten Schriftsteller gestützte Darstellung der antiken Heiztechnik und des römischen Hausbaues in den Rheinlanden (Jahrb. 4, 115—134), um dann einen größeren Schritt auf den allgemeinen Boden der klassischen Altertumswissenschaft zu machen. In Anknüpfung an Funde bei St. Maria im Kapitol zu Köln[3]) handelte er über „Die Kapitole“ (Winckelmannsprogr. 1849) außerhalb der Stadt Rom, indem er ein Verzeichnis derselben

[1]) Darunter die namenlose und im Register unter Brauns Namen nicht aufgeführte Notiz über Honigwein und Beinhäuser 7, 249—252, die aber von Braun herrührt, wie sich aus 8, 112 ergibt.

[2]) Auf die beiden letztern Gründe führt auch Franz Ritter (Jahrb. 36, 6) Brauns Beschäftigung mit der Archäologie zurück.

[3]) In der Besprechung eines dort gefundenen großen Steinbruchstückes erklärte er dieses (Jahrb. 16 [1851] 47—57) wohl mit Recht gegen Lersch, der darin ein Pfeilerkapitäl sehen wollte, als Bekrönung eines Grabdenkmals. So auch Klinkenberg, Die römischen Grabdenkmäler Kölns (Jahrb. 108/109 [1902] 108 f.).

mit den Quellennachweisen zusammenstellte. Spätere[1]) haben ihn weit überholt und ihm nicht bloß Unvollständigkeit, sondern auch eine große Anzahl von Irrtümern vorhalten können (Kuhfeldt 13f.), aber es bleibt sein Verdienst, als der erste diese Aufgabe in Angriff genommen und für die Erhaltung der Kapitole in christlicher Zeit auf das Verhalten der Kirche und der Kaiser gegenüber Tempeln und überhaupt Kunstwerken als Erklärungsgrund (24—31) aufmerksam gemacht zu haben. Ebenso war Braun es, der den Anfang machte mit der Aufhellung des aus der Stadt Doliche in der syrischen Provinz Kommagene stammenden eigenartigen Jupiterkultus durch sein Winckelmannsprogramm „Jupiter Dolichenus. Erklärung einer zu Remagen gefundenen Steinschrift und der Hauptfigur auf der Heddernheimer Bronze-Pyramide" 1852 (vgl. hierzu Brauns Ergänzungen: Jahrb. 22 [1855] 41—44; 32[1862] 98f.). Den Anlaß dazu gab ihm ein eben ausgegrabener Denkstein (jetzt im Provinzialmuseum zu Bonn), dessen Inschrift (Brambach, Corp. inscr. Rhen. 645 und C. I. LXIII. 7786) eine Schenkungsurkunde aus dem Jahre 250 darstellt. Braun erklärte sie in umsichtiger Untersuchung und auf ausgebreitete Kenntnisse gestützt. Nach ihm konnten andere[2]) die Forschung über den Kult und seine Verbreitung sehr erheblich weiter fördern. Während diese und sonstige Arbeiten, auch die kleineren Umfanges, meistens ein entsprechend reichhaltiges Ergebnis bieten, muten einige bei der gewichtigen Haltung, die sie äußerlich annehmen, etwas ärmlich an. Z. B. enthält das Winckelmannsprogramm „Der Wüstenroder Leopard, ein römisches Cohortenzeichen" (1857) die scheinbar ziemlich einfach sich ergebende Erklärung[3]) eines in Wüstenrode bei Stolberg gefundenen

[1]) O. Kuhfeldt, De Capitoliis imperii Romani (Königsberger phil. Diss. 1882). A. Castan, Les capitoles provinciaux du monde Romain 1886. Wenn der erstere (13 A. 18) ihm vorwirft, er habe Du Cange kritiklos ausgeschrieben, so geht dies insofern zu weit, als Braun die von jenem angeführten Quellen selbst verglichen und auch vermehrt hat; eigene Studien sind sehr wohl zu spüren. Übrigens dient zu seiner Entschuldigung, daß er laut Vorwort gezwungen war, die Abhandlung als Ersatz für eine andere zum Programm bestimmte in letzter Stunde zu schreiben.

[2]) Seidl, Über den Dolichenuskult (Sitzungsber. der Wiener Akad. hist.-phil. Kl. 12 [1854] 1—90). F. Hettner, De Jove Dolicheno (Bonner phil. Diss. 1877). A. H. Kan, De Jovis Dolicheni cultu (Utrecht phil. Diss. 1901).

[3]) Lehner, Führer durch das Provinzialmuseum in Bonn (1915) 60 hat erkannt, daß die Gestalt „erheblich von der überlieferten Form" der Feldzeichen abweicht, und spricht die Vermutung aus, es handle sich um eine Möbelverzierung. Neuestens hält Lehner, wie er die Liebenswürdigkeit hatte mir mitzuteilen, einen Wagenschmuck für möglich.

Bronzefigürchens (jetzt im Provinzialmuseum zu Bonn). Daß diese Erklärung mit der Frage, ob auch die römischen Cohorten eigene Feldzeichen geführt haben, umsponnen wird, ist natürlich gerechtfertigt; aber daß nun auch in dem größten Teile der Abhandlung die Bedeutung und Verwendung der Standarten bis zum Labarum Konstantins d. Gr. herab sowie die Religiosität der Römer als die Grundlage ihrer Weltherrschaft erörtert wird, trägt doch zur Sache wissenschaftlich nichts aus. Streng bei der Sache hingegen bleibt, jedoch einen kecken Griff darstellend, z. B. die Schrift „Achilles auf Skyros oder die antike Bronzestatue von Lüttingen" (1858). Die Deutung dieser nackten, in vorschreitender Stellung befindlichen Jünglingsfigur (jetzt im Berliner Museum) ist sehr schwierig, weil sie als einziges Abzeichen einen Kranz um den Kopf zeigt und aus jedem monumentalen Zusammenhang gelöst erscheint. Braun ist indes sehr zuversichtlich und „erwartet keinen irgendwie erheblichen Widerspruch" (Vorwort IVf.), wenn er sie deutet als den jugendlichen Achilles, der als Mädchen verkleidet, am Hofe des Königs von Skyros weilt, dann aber durch Odysseus' List entdeckt, seine weibliche Kleidung plötzlich fallen läßt und seinem kriegerischen Sinn entsprechend nach Schild und Schwert greift. Das ist zwar eine geistreiche, jedoch luftige Kombination, die auch aus dem Reichtum literarischer Nachrichten, die Braun mit zu großer Vernachlässigung der Denkmäler anführt, nicht bewiesen werden kann. Seine Auslegung ist von der Wissenschaft abgelehnt worden, freilich ohne daß sich eine der sechs anderen Erklärungen, die versucht worden sind, durchgesetzt hätte[1]).

Bemerkenswert ist der große Umfang von Brauns Interessen und Kenntnissen; sie erstrecken sich mit Ausnahme der Malerei auf alle Gebiete der Archäologie: Architektur, Skulptur, Töpferwaren (Jahrb. 21, 116ff.; 23, 93ff.), Glasgefäße (Jahrb. 16, 123f.), Münzen (Jahrb. 35, 99ff.), Gemmen (Jahrb. 22, 45ff.; 25, 56ff.), Inschriften. Besonders pflegte er die Epigraphik, in der er einen raschen und sicheren Blick sich angeeignet hatte. In Bezug auf die historische Geographie verlangte er die Herstellung von Karten über das römische Wegenetz und zwar auf Grundlage der Generalstabskarten; er betonte ihre Notwendigkeit nicht nur für die Geographie selbst, sondern auch die

[1]) Königliche Museen zu Berlin. Verzeichnis der antiken Skulpturen (1885) 3f. Hier ist die Statue unter der unbestimmten Bezeichnung „Bekränzter Knabe" aufgeführt. Lehner, Führer 49 erklärt ihn als einen Gott der Fruchtbarkeit oder der Ernte auf Grund der Zusammensetzung des Kranzes.

Förderung, die der antiquarischen Forschung sonst dadurch zuteil würde (Jahrb. 16, 117—119). Ein Mangel bei ihm war die geringe Kunde von außerrheinischen zum Vergleiche heranzuziehenden Denkmälern, obwohl er mit Aufmerksamkeit die Veröffentlichungen der Provinzialzeitschriften verfolgte; der Mangel erklärt sich zum Teil aus dem damals noch spärlichen Abbildungsmaterial. Er sah sich meistens nur auf die literarischen Quellen angewiesen, diese aber beherrschte er in weitem Maße. Ja durch sein Vertrautsein mit dem altchristlichen Schrifttum, auf das er oft zurückgriff, war er vielen zeitgenössischen Philologen von Fach überlegen. Mit der mangelhaften Denkmalkenntnis hängt auch wohl zusammen, daß er sich nie auf Stilkritik und auf die zeitliche und örtliche Bestimmung der von ihm untersuchten Gegenstände einließ, vielmehr hier eine offenbar aus Unsicherheit entspringende Zurückhaltung beobachtete. Seine Stärke war die sachliche Erklärung und er übte sie mit sichtbarer Vorliebe für alles Kulturhistorische. Daß hierbei die Religionsgeschichte im Vordergrunde stand, brachte nicht bloß die Natur der meisten Denkmäler, sondern auch sein Herkommen von der Theologie mit sich. Sehr, vielleicht viel zu sehr, neigte er zu kühnen symbolischen Deutungen, wozu das Spielen mit geheimnisvollen Zeichen in den spätantiken Kultformen, namentlich in der Mithrasverehrung, der Braun besondere Beachtung schenkte, allerdings einlud. Doch verstand er auch hier zuweilen kühle Kritik walten zu lassen. Sein Aufsatz „Das Faß auf antiken Grabdenkmälern“ (Jahrb. 18, 145—196) ist ein Beweis dafür. Im Gegensatz zu den sonderbarsten Deutungen anderer Archäologen (s. Kraus, Realenz. d. christl. Altert. 1, 479f.) zeigte er, wie das Faß einfach als Attribut des Todes, hergenommen von antiker Bestattungsart, aufzufassen sei.

Braun pflegte neben der heidnisch klassischen auch die christliche Archäologie. Auf der Grenzscheide beider steht die Abhandlung „Das Tempelbild im Brohltale“ (Annal. 13, 1—51), die seine letzte größere Arbeit gewesen ist und stilistisch zu dem Besten gehört, was er geschrieben. In dem jetzt im Wallraf Richartz-Museum zu Köln befindlichen Steindenkmale des Herkules Saxanus, dessen Inschrift schon von Freudenberg (Winckelmannsprogr. 1862) behandelt war, wollte er eine symbolische Darstellung finden, in dem sich der Kampf des Heidentums mit dem Christentum widerspiegele. Darum legte er zunächst die Beziehungen beider Religionen in feinsinniger Art dar und entwickelte dann die Idee des Herkuleskultes und seiner ge-

schichtlichen Entfaltung. Abweichend von der gewöhnlichen Deutung des Beinamens Saxanus als des Gottes der Steinbrüche, versuchte er diesen Herkules mit dem Mithrasdienste in Verbindung zu bringen und gewisse Symbole dieser Mysterien als Nachahmung des Christentums zu erklären. Man darf dazu ein großes Fragezeichen machen[1]), muß aber den Scharfsinn, die glänzende Kombinationskraft und die ausgedehnte Belesenheit, auch in der neuern Literatur, die diese religionsvergleichende Studie zutage treten läßt, bereitwillig anerkennen. Das Gebiet altchristlicher Denkmäler rheinischer Herkunft betrat er mit einigen kleineren Untersuchungen. „Die altchristlichen Gräber zu St. Matthias in Trier" (Jahrb. 12, 89—93) gaben ihm Anlaß, die seltsame Ansicht zu widerlegen, als sollten auf Sarkophagen mit auch dem heidnischen Altertum geläufigen Darstellungen die christlich lautenden Inschriften und die Beigabe christlicher Symbole dazu dienen, das religiöse Bekenntnis der Beigesetzten am Jüngsten Tage zu beglaubigen. Die „Erklärung eines antiken Sarkophags zu Trier" (Winckelmannsprogr. 1850), die Arche Noes als Sinnbild der Kirche darstellend[2]), konnte keine Schwierigkeit machen. So wird denn der Raum dieser Druckschrift mit Mitteilungen gefüllt über die Sitte des Bestattens an Stelle des Verbrennens, über Sarkophage und ihre Ornamentik, über heidnische und christliche Ideen darin. Ein „Altchristliches Relief" (Jahrb. 13, 141—167), das in Gestalt von Bruchstücken im Bonner Provinzialmuseum aufbewahrt wird, und das er für Verzierungen eines die Gebeine eines Martyrers bergenden Reliquienkästchens hält[3]), war ebenfalls sehr leicht zu erklären, weshalb

[1]) H. Lehner, Die antiken Steindenkmäler des Provinzialmuseums zu Bonn (1918) 55 f. verwirft die Beziehung auf den Mithraskult, erkennt aber an, daß die Sternbilder des Denkmals, auf die Braun sich gestützt hatte, „noch nicht genügend gedeutet sind", und daß wir „in den tiefern Sinn" des hier vorliegend n Kultus „vorläufig noch nicht einzudringen vermögen".

[2]) Die Angaben bei W. Neuß, Die Anfänge des Christentums im Rheinlande (1923) 85 beruhen auf Versehen; der Sarkophag ist nicht 1870, sondern um 1780 gefunden und weder zuerst noch überhaupt von Wilmowsky (Archäologische Funde in Trier und Umgegend 1873), sondern zum ersten Male von Braun veröffentlicht worden. Eine genauere, aber zu kleine Abbildung bei Achelis, Denkmäler altchristlicher Kunst in den Rheinlanden (Jahrb. 126 [1921] Taf. XI, 1). Vgl. auch F. Hettner, Illustrierter Führer durch das Provinzialmuseum in Trier (1903) 41 f., wo auch eine Umrißzeichnung.

[3]) Veröffentlicht zuerst von Braun Taf. V u. VI, dann von Lehner, Führer . . . Taf. XXVIII. Lehner S. 223 und Neuß a. a. O. 51 und 87 erblicken darin wohl richtig die Beschläge eines Kästchens, das als einfache Grabbeigabe gedient hat.

er auch hier die Gelegenheit zur Erörterung fern abliegender Dinge benutzt, wie der Tracht, der betenden Stellung, der Verwendung des Nackten auf christlichen Bildwerken, sowie der Frage, ob im heidnischen Altertum die Skulptur und im christlichen die Malerei vorgeherrscht habe, sogar sich hinüberverliert in die mittelalterlichen Deckengemälde des Kapitelsaales zu Brauweiler. Solche Abschweifungen, die in seinen archäologischen Arbeiten nicht selten sind, verraten nur zu sehr, wie leicht er dem Notizenhaften verfiel. Wo er sich auf einen bestimmten Gegenstand beschränkte, wie z. B. auf frühmittelalterliche Memoriensteine, worüber er unter dem Titel „Christliche Inschriften am Niederrhein" (Annal. 11, 191—194; mit Nachtrag in Jahrb. 35, 105—108) handelte, waren seine Darlegungen trotz ihrer Kürze ergebnisreicher.

Das Hoch- und Spätmittelalter betreffen mannigfache kleinere Beiträge, von den beispielshalber, um die Vielseitigkeit ihres Verfassers zu zeigen, genannt seien die über die „Totenleuchter" (Annal. 8, 112—119), den „Mäuseturm unterhalb Bingen" (Jahrb. 29, 129—131), „Alte Trinkkannen" (ebd. 22, 126—129), „Kabbalistische Inschriften" (ebd. 23, 99—108), die Redensart „Kapp und Kugel verlieren" (ebd. 23, 135—140; 27, 135—139), „Die Kölnerinnen am Rhein" (ebd. 22, 81—87; 32, 37—44), eine von Petrarca berichtete Sitte, wonach die Mädchen sich am Vorabende des Festes Johannes des Täufers am Rheinufer versammelten, die Braun als Erinnerung an die Taufe des Heilandes im Jordan deutete. Einschneidend und die Kritik herausfordernd wirkte die Untersuchung über „Die Externsteine" (Winckelmannsprogr. 1858), die bekannten Grotten und jenes große Felsrelief im Teutoburger Walde bei Detmold. Die Grotten möchte er auf die römische Zeit zurückführen und als Höhlen für den Mithraskult in Anspruch nehmen, die später in gottesdienstliche Stätten des Christentums umgewandelt worden. Als gewollter Gegensatz zu dem ehemaligen heidnischen Zwecke sei das Bild der Kreuzabnahme entstanden, das in den meisten Einzelheiten eine zutreffende[1]), von anderen abweichende Erklärung findet. Dagegen greift er entschieden fehl, wenn er die Skulpturen der Zeit Karls d. G.

[1]) Zu der schwer zu deutenden kleinen Figur, die das über dem Kreuze stehende Bild (Gott Vater? Christus?) im Arme hält, äußerte der Maler Edward Steinle (an Braun, Frankfurt 31. 10. 1859) eine beachtenswerte Vermutung. Er schlägt dafür den Schächer Dismas vor, zu dem der sterbende Erlöser sagte: „Heute wirst du bei mir im Paradiese sein," als Erstling der geretteten Menschheit, den die ältere christliche Kunst sehr beachtete.

zuschreibt. Seine Unbeholfenheit in Fragen der Kunstformen zeigt sich auch hier wieder. Seine Auffassung der Externsteine wurde bekämpft von W. E. Giefers in der zweiten Auflage (1867) seiner Schrift Die Externsteine im Fürstentum Lippe-Detmold (1851), der namentlich den römischen Ursprung und den Mithrascharakter der großen Grotte bestritt, während G. A. B. Schierenberg (Die Externsteine zur Zeit des Heidentums in Westfalen 1879) sich für Braun aussprach, dessen Ansicht weiter ausbaute und neu zu stützen suchte. Dewitz (Die Externsteine im Teutoburger Walde 1886) hinwiederum wandte sich sowohl gegen Giefers als Braun und Schierenberg; er nimmt einen christlichen Ursprung des ganzen Denkmals an, erweist auch hinsichtlich der Deutung des Reliefs einzelne Gründe Brauns als nicht stichhaltig, vermag ihr jedoch in der Hauptsache nichts anzuhaben. Der Streit harrt noch des endgültigen Spruches. Ein wahres Rätsel der Archäologie griff Braun in seinen Studien über das Remagener Portal an, dem er gleichzeitig zwei Abhandlungen widmete[1]). Ausgehend von der unbewiesenen und unbeweisbaren Voraussetzung, man habe das Eingangstor einer frühchristlichen, gar aus spätrömischer Zeit stammenden (Kunstarch. Betr. 14) Kirche vor sich, will er den Schlüssel zur Erklärung in der Apokalypse, näherhin in dem Rufe ἔξω οἱ κύνες... (22, 15) gefunden haben. Demgemäß sollen die 18 Einzelbilder des Tores den gesamten moralischen und dämonischen Unrat der heidnischen Welt und dessen Überwindung durch das Christentum sinnbilden. Dem von entlegenen Seiten zusammengetragenen Wissen kann man alle Anerkennung zollen und dennoch das Ganze als unwissenschaftlich ablehnen. Denn die zur Stütze desselben notwendigen Annahmen eines ursprünglichen Kirchenportals, eines inneren Zusammenhanges aller Figuren und Szenen untereinander und eines Innenschmuckes der postulierten Kirche mit dem Bilde des himmlischen Jerusalems der Apokalypse nach Art der altchristlichen Apsismosaiken schweben alle in freier Luft. Gleichwohl hat die geistreich durchgeführte Idee damals vielen Beifall geerntet, wenn auch der eine oder andere Erklärer in einigen Punkten sich abweichend aussprach (S. Zeitschr. f. christl. Kunst 9 [1896] 151—154). Nach den Ausführungen Beissels (ebd. 155—160) aber, der an regellos zusammengewürfelte,

[1]) Das Portal zu Remagen. Programm zu F. G. Welckers fünfzigjährigem Jubelfeste am 16. Okt. 1859. Hg. vom Vorstande des Vereins von Altertumsfr. in den Rheinl. 1859 — Kunstarchäologische Betrachtungen über das Portal zu Remagen. Winckelmannspr. 1859.

teils der deutschen Volkssage, teils bloßer Künstlerlaune entsprungene Darstellungen denkt, dürfte sie schwerlich noch Vertreter finden.

Wie er hier nicht auf den Gedanken der Sage kam, so besaß er überhaupt wenig Verständnis für deren freigestaltendes Weben. Ob dabei die Scheu des Hermesianers vor den Gebilden der Phantasie mitgewirkt hat? Er war geneigt, in sagenhaften Überlieferungen möglichst einen geschichtlichen Kern zu entdecken. Sein Aufsatz „Das Hochkreuz zwischen Bonn und Godesberg" (Jahrb. 26, 161—165; 29, 131—133) geht darauf aus, die erst nachträglich an das Denkmal geknüpfte Volksüberlieferung, es sei zur Sühne eines Brudermordes errichtet worden (P. Clemen, Die Kunstdenkmäler von Bonn [1905] 273), zu erhärten durch den Vergleich mit anderwärtigen Kreuzen dieser Art. Geradezu eine wissenschaftliche Verirrung in dieser Hinsicht stellt das Winckelmannsprogramm „Die Trojaner am Rhein" (1856) dar, das die zuerst in der Frankenchronik des 642 schreibenden sog. Fredegar auftretende Sage behandelt von der Abstammung der Franken aus dem trojanischen Volke. Schon Brauns Universitätsgenosse Löbell[1]) hatte richtig erkannt, daß hier gar keine wirkliche Volkssage, sondern die leichtfertige Erfindung eines Chronisten vorliegt, wenn Löbell auch nicht näher die Sache untersucht hatte. Brauns vielerlei Belesenheit in der Quellenliteratur ausbreitende Arbeit, die eher eine gelehrte Plauderei denn eine Untersuchung zu nennen ist, bedeutet einen Rückschritt, einmal weil er die Sache für eine echte Mythe, eine einheimische Stammessage ansah, sodann weil er auch hier eine zu Grunde liegende geschichtliche Wahrheit annahm (53). Die letztere gedachte er in einer zweiten Schrift ans Licht zu stellen (Annal. 4, 381) — eine Absicht, die er zum Glück nicht ausgeführt hat. Es dient wenig zur Milderung des Urteils, daß gleichzeitig und unabhängig von ihm ein anderer Gelehrter in derselben Frage den Weg der Mythenforschung betreten hatte[2]). Als Zarncke (1866) diesen kritisch vernichtete, war auch über Braun der Stab gebrochen. Vollends wurde ihm der Boden weggezogen durch spätere Forscher[3]),

[1]) Gregor von Tours und seine Zeit (1839) 480—490.

[2]) K. L. Roth, Die Trojasage der Franken (Germania, Vierteljahrsschr. f. deutsche Altertumskunde 1 [1856] 34—52), der die Erzählung für eine „gallische und germanische Stammsage" religiösen Ursprungs hält.

[3]) E. Lüthgen, Die Quellen und der historische Wert der fränkischen Trojasage (Bonner phil. Diss. 1875). G. Heeger, Über die Trojanersagen der Franken und Normannen (Progr. Landau 1890). O. Dippe, Die fränkischen Trojanersagen (Progr. Wandsbeck 1896).

die das Entstehen der Sage auf rein literarischem Wege außer Zweifel setzten. Hier findet man auch Angabe und Beurteilung des ganzen Schrifttums zu dieser Frage. Braun hatte sich zwar vorsichtig zurückgehalten, indem er bemerkte: „Wir haben uns auf die bloße Berichterstattung beschränkt und wollen nicht den Versuch machen, die Metaphysik dieser Sage, die letzten Gründe derselben kritisch zu untersuchen und zu prüfen“ (52), aber auch als Berichterstatter ließ er allzusehr die Kritik vermissen.

In viel größerem Maße noch ist dies der Fall bei einer Arbeit, die von der Archäologie aus die rheinische Martyrersage der sog. thebäischen Legion aufzuhellen und geschichtlich zu stützen suchte: „Zur Geschichte der thebaischen Legion“ (Winckelmannsprogr. 1855). Einen mit einem Nagel durchbohrten Schädel, der in Köln aufgefunden worden, brachte er ohne jeden faßbaren Grund mit jenen angeblichen Martyrern in Verbindung. Indes auch das, was er über den auf schweizerischem Boden spielenden Teil der Thebäerlegende ausführt, in der er ein großes Stück Geschichte anerkennen möchte, ist erstaunlich schwach und unmethodisch. Gegen die Abhandlung erhob sich sofort wohlbegründeter Widerspruch (Annal. 2, 325f.), der besonders den zum Ausgangspunkt genommenen Kölner Fund und den rheinischen Zweig der Legende aufs Korn nahm. Braun hatte für die allerdings dornigen Untersuchungen solcher Art nicht das eigens geschärfte Auge und die feinfühlige Hand. Seine historische Beanlagung ging mehr auf das Große und Allgemeinere.

Die Neigung für kurze, rasch abzuschließende Aufsätzchen und für Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die in seinen archäologischen Arbeiten so deutlich sich zeigt, mußte ihn zur Mitarbeit an lexikalischen Sammelwerken geeignet machen. Er hat in der Tat für die von Ludwig Schönchen geleitete dritte „gänzlich umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage“ der „Allgemeinen Realenzyklopädie oder Conversationslexikon für alle Stände“ (Regensburg 1865ff.) eine Reihe von Artikeln geliefert, und zwar, wie sich aus dem Briefwechsel (Schönchen an Braun, München 2. 6. und 10. 7. 1860) ergibt, mehr auf eigenen Antrieb. Wenn auch in jenen Briefen eine Anzahl von Artikeln theologischen und kirchengeschichtlichen Inhaltes genannt sind, so läßt sich doch nicht feststellen, ob die aufgenommenen wirklich von Braun herrühren, weil alle Beiträge des Lexikons namenlos sind. Daß er nicht auch als Mitarbeiter an dem ihm viel näher liegenden, von Professor Aschbach in Bonn herausgegebenen „Allgemeinen Kirchen-

lexikon" (1846—1850) erscheint, an dem sonst die Bonner Theologen sich eifrig beteiligten, dürfte seinen Grund darin haben, daß man den Hermesianer, schon aus Rücksicht auf den Erzbischof Geissel, mit Absicht fernhielt. Dagegen war Braun es, der die ihm angetragene Schriftleitung der „Illustrierten Zeitung für das katholische Deutschland" (Leipzig) ablehnte. Der Umstand, daß andere Geistliche maßgebenden Einfluß auf das Blatt hatten, vielleicht mehr noch Mißtrauen in das Gelingen des Unternehmens mag ihn abgehalten haben[1]). Es ist auch in der Tat nach dem ersten Jahrgange (1855) wieder eingegangen.

Kaum halbwegs ist unter die wissenschaftlichen Schriften Brauns noch zu rechnen die neuhochdeutsche Bearbeitung, die er einer Gruppe von Predigten Geilers von Kaisersberg angedeihen ließ und unter dem Titel „Der höllische Löwe, Predigten gehalten im Jahre 1507 im hohen Münster zu Straßburg. Neu herausgegeben von Dr. J. W. J. Braun" (1858) veröffentlichte. Von einer Ausgabe kann nicht die Rede sein, da es sich nur um eine Wiedergabe in heutiger Schriftsprache handelt. Soweit Stichproben im Vergleich mit der wahrscheinlich benutzten Ausgabe von Johann Greiniger in dessen Buche „Das irrig Schaff . . ." (Straßburg 1514) f. XX^{v}—XXVI^{r} ein Urteil gestatten, ist die Übertragung sinngetreu, vollständig und liefert einen sehr lesbaren Text[2]), verwischt aber gänzlich die alte Sprachfärbung. Braun hatte keine richtige Vorstellung von seiner Aufgabe, wenn er in der Einleitung (XXXII) glaubt versichern zu dürfen: „Wir haben diese Schrift in der vorliegenden neuen Ausgabe wie ein altes Gemälde behandelt. Wir haben nichts daran besser machen wollen, haben nichts getan als das entfernt, was dem freien Anblick des Bildes im Wege stand. Das schien uns anfangs viel leichter, als es in der Tat war, da die Linie, bis zu welcher man vorgehen muß, über die man aber nicht hinausgehen darf, sehr fein gezogen ist." Diese Linie hat er nicht genügend erkannt.

[1]) Redakteur Adolf Henze (an Braun, Leipzig 12. 1. 1855) spricht von drei geistlichen Mitarbeitern „unter persönlicher Durchsicht des kath. Stadtpfarrers Stolle". Die Zeitschrift war hiernach „in der Form einer Kirchenzeitung" mit „rein kirchlichem Inhalt" gedacht, während Braun eine Erweiterung über diese Grenze hinaus für richtig hielt.

[2]) Danach scheint mir das wegwerfende Urteil von Philipp de Lorenzi (Geilers von Kaisersberg ausgewählte Schriften [1881] 1, 100 A. 2), der Brauns Übertragung eine „sehr schülerhafte Übersetzung" nennt, nicht gerechtfertigt zu sein. Braun war nach dem Zeugnisse anderer Arbeiten von ihm ein sehr sprachgewandter Übersetzer.

Wenn er auch keinen eigentlich wissenschaftlichen Zweck verfolgte, vielmehr dem Prediger seiner eigenen Zeit ein Muster, nicht zwar zur Nachahmung, wohl aber für volkstümliche Rede bieten wollte (XIX), so hätte er doch den Anforderungen der Wissenschaft mehr Rechnung tragen müssen. Die Einleitung hat ungeachtet ihrer Länge wenig Gehalt. Der Überblick, den er hier (VI—IX) über Geilers Leben gibt, ist zu dürftig, dazu nicht ohne Irrtümer und abhängig von einer schwachen älteren Schrift[1]). Auf eine homiletische Charakteristik und Würdigung des berühmten Predigers von Straßburg wird nicht eingegangen; nur seine Persönlichkeit und sein Freimut empfangen das verdiente Lob (X—XVI). Besonders läßt die bibliographische Seite sehr zu wünschen übrig und ist nicht frei von Fehlern. Braun führt drei Ausgaben aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts an (XXVIII), übrigens recht ungenau, gibt aber nicht einmal an, welche er zu Grunde gelegt hat. Wie viel gerade für die literarischen Werke des Mannes noch zu tun gewesen wäre, ersieht man aus der späteren Forschung[2]).

Während Braun zu eigenen wissenschaftlichen Unternehmungen größerer Art nicht kam, woran die dreizehnjährige parlamentarische Tätigkeit, von der nachher noch zu reden ist, die Hauptschuld trug, war er gern bereit, solchen bei anderen seine verständnisvolle Unterstützung zu leihen. Bischof Sedlag von Culm hatte durch eigene Forschungen einen umfassenden Quellenstoff, handschriftlich zwei oder drei Foliobände füllend[3]), für die Geschichte seines Bistums zusammengebracht, konnte aber wegen seines Alters weder selbst die Sammlung zur Drucklegung bearbeiten noch einen hierzu geeigneten Mann in seiner Diözese finden. Er wandte sich deshalb an den vortragenden Rat im Kultusministerium, den Katholiken Aulike, der sich der Sache eifrig annahm[4]). Dieser war überzeugt sowohl von „der Wichtigkeit der Arbeit für die kirchlichen und politischen Geschäfte jener jetzt in den deutschen Lebenskreis gezogenen, aber Deutschland ganz un-

[1]) Ph. von Ammon, Geiler von Kaisersberg. Leben, Lehren und Predigten 1826.

[2]) L. Dacheux, Un réformateur catholique à la fin du XV. s. J. G. de K. (1879) und Les plus anciens écrits de Geiler de Kaysersberg (1882); s. besonders S. CXI f. K. Goedeke, Grundriß zur Gesch. der deutschen Dichtung[2] (1884) 1, 397—403.

[3]) So Aulike (s. folgende Anm.). C. P. Woelky, Urkundenbuch des Bistums Culm (1887) Vorwort S. I erwähnt nur „einen stattlichen Folioband von 739 Seiten"; die mehreren Bände werden später zu einem vereinigt worden sein.

[4]) Aulike an Braun 11. 7. 1855; 16. und 27. 1. 1856; 7. 2. 1861; 6. 9. 1862.

bekannten Länder", als auch für das „konfessionell-politische Gedeihen Westpreußens, da sie manches jetzt schlummernde Interesse wecken wird." Aulike gewann im Einverständnisse mit dem Bischof, der die geforderten Geldmittel und alle notwendige Literatur zur Verfügung stellte, Braun für die Oberleitung des Unternehmens; die Handschrift schickte er ihm nach Bonn. Braun bestimmte seinen Schüler und jüngeren Freund Vikar Ennen in Königswinter, den nachmaligen Stadtarchivar und Geschichtschreiber von Köln, für die Arbeit. Aulike selbst entwarf einen ausführlichen Plan für die dem Urkundenbuche vorauszuschickende geschichtliche Einleitung, besorgte einen Drucker und ließ Subskriptionen sammeln. Die Sache muß Braun reichlichen Verdruß bereitet haben; denn Ennen, obgleich er schon ein Honorar von 200 Tlr. erhalten hatte, zögerte und zögerte, wohl weil ihm die Aufgabe zu fern lag und deshalb zu schwierig war, vollends nachdem er 1857 auf Brauns Betreiben in den Dienst der Stadt Köln getreten war und nun deren Geschichte seine ganze Kraft und Liebe zuwandte. Der Bischof war darüber gestorben (23. 9. 1856), hatte aber testamentarisch eine Summe zur Ausführung bestimmt und hierzu Aulike ein Mandat erteilt. Dieser schrieb noch Herbst 1862 einen bewegten Klagebrief an Braun, erreichte aber nichts[1]). Von anderer Hand und in anderer Gestalt ist dann 25 Jahre später das Urkundenbuch ans Licht getreten (s. oben S. 499 A. 3).

Mehr Freude erlebte er an literarischen Arbeiten anderer Schüler, die er unter seine Fittiche genommen. Der später als pädagogischer Schriftsteller vorteilhaft bekannt gewordene Alleker[2]) übersetzte, wie es scheint auf Brauns Betreiben, jedenfalls unter seiner tätigen

[1]) Umgekehrt hatte sich Ennen 5. 7. 1859 bei Braun beklagt: „Von Aulike höre und sehe ich nichts; ich möchte wünschen, daß endlich begonnen werden könnte." Über die Abfassung eines „Prospektus" hatte er noch 18. 5. 1858 mit Braun verhandelt, und dieser glaubte in einer anonymen (vgl. unten S. 555) Korrespondenz an die Augsburger Allg. Ztg. (1859 Nr. 30) versichern zu dürfen, daß die Arbeit „zum Druck bereit vorliegt". Dann meldet Ennen 1. 2. 1861 an Braun: Aulike „wünscht das Manuskript zur Durchsicht. Das wird aber wenig nützen. Denn nach Absprache soll die eigentliche Geschichte von Culm, die selbständige Arbeit, erst nach den Urkunden zum Druck gelangen, natürlich als selbständiger Band ... Im großen und ganzen ist diese Arbeit fertig, aber nur im Unreinen, auf einzelnen Blättern, in Hieroglyphen; niemand anders als ich selbst kann klug daraus werden." Wie sich aus dem Briefe ergibt, bedurfte auch der Urkundenband noch der Ergänzung.

[2]) Alleker an Braun 26. 9. 1853; 5. 7. 1855; 1. 8. 1857; 21. 7. 1858; 9. 11. 1858; 9. 11. 1859.

Anteilnahme, die für die Kenntnis der antiken Göttermythologie und der Archäologie sehr gehaltreiche, aber auch zur Übertragung sehr schwierige große Apologie des Arnobius. Sie erschien 1858: Arnobius, Sieben Bücher gegen die Heiden, übersetzt von J. Alleker. Sofort begann dieser wissenschaftlich lebhaft angeregte Hermesianer eine Bearbeitung der (pseudo-)augustinischen Meditationes und Soliloquia, um daraus ein die Feste des Kirchenjahres begleitendes Erbauungsbuch für Gebildete zusammenzustellen[1]), wofür er sich von dem Lehrer „Rat und Anweisung" erbat. Eine unter desselben Ägide unternommene Verdeutschung des Dialogs Octavius des Minucius Felix scheint nicht zum Druck gelangt zu sein. Pfarrer Richrath[2]) in Lontzen (Landkreis Aachen), der sich als „ergebensten Schüler" Brauns bezeichnet, hatte sich, wohl auf dessen Veranlassung, an eine Wiedergabe Geiler'scher Predigten in modernem Deutsch gewagt. Das von ihm zur „Einsicht und recht strengen Prüfung" vorgelegte Manuskript scheint des Meisters Beifall nicht gefunden zu haben. Dieser riet ihm vielmehr zu einer Sammlung von klassischen Trostschriften und Trostbriefen in Widerwärtigkeiten des Lebens und besonders beim Heimgang geliebter Personen, zusammengebracht aus allen Zeiten, auch aus dem heidnischen Altertum. Der bescheidene „Rekrut" stellte sich ganz unter die Leitung Brauns und schuf ein vortreffliches Buch[3]). Die erbetene Vorrede zu schreiben, ist Braun wahrscheinlich nur durch den Tod verhindert worden. Für den Geist, den er gut hermesianisch unter den in der Seelsorge stehenden Priestern hegte und beförderte, ist nicht nur die Wahl jener Aufgabe bezeichnend, sondern auch die Gesinnung, in der sie aufgenommen und ausgeführt wurde. Die Arbeit, schreibt Richrath, „ist mir sehr lieb geworden, weil sie mir kostbare Schätze des Geistes wenigstens zum Teil zu genießen darbietet und mich in etwa gegen eine Gefahr schützt, die dem Geistlichen auf dem Lande so leicht naht, daß er sich zuletzt bis zu der niederen Sphäre seiner Herde herabläßt und nicht mehr das Salz ist, was er sein soll."

Auch auf wissenschaftlich hochstehende Männer vermochte Braun bestimmenden Einfluß hinsichtlich ihrer Bestrebungen auszuüben,

---

[1]) Augustinus, Betrachtungen für alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres . . . . 1859.

[2]) Richrath an Braun 27. 8. 1859; 1. 1. 1861; 18. 5. 1863.

[3]) Gerh. Richrath, Paraclet oder christliches Trostbuch. Eine Sammlung von Trostschreiben . . . 1864.

wie er anderseits mit opferbereitem Wohlwollen nicht bloß um ihre Arbeiten, sondern auch um ihr Fortkommen besorgt war. „Sie haben," schrieb ihm Cornelius einmal (10. 5. 1857), „soviele Klienten, daß Ihre olympische Ruhe dazu gehört, die Fächer und Schubladen in der Reihe zu erhalten." Nicht viel hat sich davon im Briefwechsel niedergeschlagen; er liebte seine Wärme im Schatten wirken zu lassen. Vor allem erfuhr Karl Adolf Cornelius[1]), der Neffe des großen Malers, der nacheinander die historischen Lehrstühle in Breslau, Bonn und München geziert hat, Teilnahme und Förderung von ihm. Die Bekanntschaft mit dem fast zwanzig Jahre jüngeren Rheinländer knüpfte sich auf der Frankfurter Nationalversammlung (1848) und erwuchs zu einem wissenschaftlichen Lebensbunde; aus dem „lieben Professor" in den Briefen wurde bald der „hochverehrte Freund" — ein Band, das durch den Verkehr des angehenden Dozenten mit den alten hermesianischen Freunden Brauns an der Breslauer Hochschule, mit Ritter, Elvenich, Baltzer und Movers noch fester und enger wurde. Cornelius, der ein Jahrzehnt lang seine Forschungen auf die Geschichte des Wiedertäuferreiches in Münster gerichtet hielt, bekannte dankbar, daß Braun „der erste gewesen, der dieser Richtung seiner Studien seinen Beifall geschenkt" habe. Dieser wollte aber den begabten und arbeitsfreudigen Historiker auf Größeres lenken, auf den Dreißigjährigen Krieg, und Cornelius gestand: Dieser Gedanke „hat tiefen Eindruck auf mich gemacht und mich mehr und mehr für sich gewonnen, während ich vordem mich mit dem Plane, an das Konzil zu Basel zu gehen, in kindischer Unerfahrenheit getragen hatte." Allein der auf ein exakt vorschreitendes Forschen haltende Gelehrte, was Brauns Stärke eben nicht war, gedachte erst „durch die Geschichte des niederländischen Aufstandes, oder auch eines damit zusammenhängenden Ereignisses, etwa des Sturzes des Gebhard Truchseß, hindurch zum Dreißigjährigen Krieg zu arbeiten." Vorab haftete er indes mit Zähigkeit an der münsterschen Geschichte, und der väterliche Freund war verständig genug, auch diesen Weg mit lebendiger Anteilnahme zu begleiten. Cornelius legte ihm seine Bücher hierüber teils im Druck, teils in der Handschrift oder auch im Entwurf zur Begutachtung vor. Er verlangte aufrichtig nach seinen „guten Ratschlägen und seiner Kritik"

[1]) Cornelius an Braun, Münster 25. 3. 1851; Breslau 21. 1. und 13. 12. 1852; 16. 3. und 25. 9. und 21. 11. 1853; 10. 6. 1854; Bernhardshütte 17. 8. 1854; München 10. 5. 1857; 28. 4. 1858; 28. 10. 1859. Die zeitliche Lücke im Briefwechsel erklärt sich daraus, daß Cornelius 1855—1858 Professor in Bonn war.

und freute sich auf dieselben, versichernd: „Sie können mir glauben, daß kein Wort ganz bei mir verloren geht, und daß ich Ihnen für jeden Tadel dankbar bin." Ein anderes Mal schreibt er ihm: „Noch ist mein Streben in Darstellung, Auffassung und Forschung leicht bestimmbar, und ich wünsche Rat und Zurechtweisung. Lassen mich meine und der Wissenschaft Freunde aber noch lange so gewähren, so wird das Flüssige fest, und die gewordene Form läßt sich nicht mehr biegen, wenn auch immerhin zerbrechen. Und das letzte wäre doch schade, nicht wahr?" Braun tat ihm den Gefallen und sparte auch öffentlich nicht mit sehr freimütigen Ausstellungen. Zu der Schrift „Die münsterschen Humanisten und ihr Verhältnis zur Reformation" (1851) bemerkt er: „Was die Komposition betrifft, so würde sie in dem vorliegenden Falle gewonnen haben, wenn sie sich in den einzelnen Darstellungen den Anforderungen des Porträt mehr anbequemt und mehr markierte Züge erhalten hätte. Was den Stil betrifft, so ist der Ausdruck zu sehr zerschnitten, und mit Ausnahme einzelner Stellen zu wenig periodisch abwechselnd. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur eine halbe Seite sich laut vorzulesen" (Z 80, 115). Als Braun „in freundlicher Protektion" sich bemühte, für ein anderes Werk von Cornelius den Verlag bei Cotta zu erwirken und zu diesem Zwecke das Manuskript erhalten hatte, wobei der Verfasser bat: „Halten Sie mir nur ja keinen Tadel zurück; ich meine es aufrichtig und ernst mit meiner Schriftstellerei", schlug er so viele Änderungen vor, daß Cornelius sich entschloß, das Buch auf breiterer archivalischer Grundlage umzuarbeiten. So entstand die ausgezeichnete „Geschichte des münsterschen Aufruhrs" (1855—1860). Ein Versuch Brauns, durch Übersendung von ungedruckten Akten aus der religiös-politischen Welt der späteren Reformationszeit den Freund auf das Feld der Geschichte Maximilians II., Karls V. und Philipps II. zu bringen, hatte keinen Erfolg.

Wenn man das wissenschaftliche Wirken Brauns überblickt und alles in allem nimmt, so kann man dem Urteile eines im allgemeinen von Überschwang freien Nachrufes in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (1863 Nr. 355) beipflichten, daß er „sich in der Wissenschaft einen Namen erworben, der zu denjenigen gezählt werden darf, welche dem Rheinlande zur Zierde gereichen", während die Worte eines anderen Nachrufes, er sei „eine wissenschaftliche Größe" gewesen und habe „durch seinen Tod eine schwer auszufüllende Lücke gelassen"[1]),

[1]) Neunter Bericht des Hist. Ver. f. d. Niederrh., hg. vom Vorstande des Vereins S. 40.

zu weit gehen. Ja in der rheinischen Heimat, abgesehen von dem engern Kreise seiner Freunde und Verehrer, hat es ihm an der gebührenden Anerkennung gefehlt; das Schicksal seines Lebens und die Ächtung der strengkirchlichen Partei haben seinen Namen verdunkelt. Das nähere und entferntere Ausland kargten weniger mit der Huldigung. Die Gesellschaft zur Erhaltung der historischen Denkmäler im Großherzogtum Luxemburg und der Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens verliehen ihm die Ehrenmitgliedschaft und das unter unmittelbarer Leitung des französischen Unterrichtsministeriums stehende kaiserliche Comité des travaux historiques et des sociétés savantes in Paris nahm ihn 1858 unter seine Mitglieder auf, der Herzog von Northumberland widmete ihm als Ehrengeschenk ein prachtvolles Kupferwerk.

Vierzehntes Kapitel.

Der Politiker (1848—1862).

Der Nekrolog der Allgemeinen Zeitung nennt Braun „einen der wenigen reichbegabten Männer, welche mit einer gewissen Universalität des Geistes sowie mit Gründlichkeit, Schärfe und Gelehrsamkeit an die Lösung der bedeutungsvollsten Fragen in der Wissenschaft und im Leben herantreten." Die Aufgeschlossenheit für alles, was die Gegenwart bewegte, und der Drang eines auf die Weite angelegten und doch harmonisch durchgebildeten Geistes, Denken und Handeln, Wissen und öffentliches Wirken zu verbinden und sich gegenseitig durchdringen zu lassen, trieben den Mann in die Politik, sobald das Staatsgefühl, der Fesseln der absolutistischen Monarchie ledig geworden, in der Nation erwachte. Der „Völkerfrühling" des Jahres 1848 brachte auch in ihm diese Blüte zur Entfaltung. Der theologischen Kämpfe müde und im Lehramte unterbunden, ergab er sich gern den Problemen des Staates und der Gesellschaft. Braun hätte auch nicht der denkende Historiker sein müssen, der von jeher seinen Blick über die Grenzen der Kirchengeschichte hinausrichtete, um nicht zum Politiker zu werden und zugleich seine Politik auf die geschichtlichen Erkenntnisse zu stützen.

Der heimatliche Wahlkreis Düren-Jülich erkor ihn zum Abgeordneten für die Frankfurter Nationalversammlung, allerdings erst in der Nachwahl, da der anfangs gewählte Professor Walter zu Gunsten eines anderen Wahlkreises ablehnte. Braun hatte die Wahl weniger

seiner Persönlichkeit als dem Einflusse seines Freundes Stupp zu danken, der dort Ansehen besaß und ein Mandat für die preußische Nationalversammlung erhielt. Vergebens hatte ihm die Geistlichkeit, durch einen Hirtenbrief des Erzbischofs Geissel allenthalben zur Wahlarbeit aufgerufen, den Professor der Rechte in Würzburg Hermann Müller entgegengestellt[1]), der unter der Wirkung des Kölner Ereignisses aus einem Freigeist ein Vorkämpfer des strengsten Katholizismus geworden war. Stupp sorgte auch für Brauns Wahl zum Unionsparlament in Erfurt durch denselben Kreis[2]). Es war ein kleiner Triumph für den Hermesianismus, daß seine beiden schärfsten Wortführer durch das Vertrauen eines katholischen Wahlkreises auf die politische Bühne geführt wurden. Auch Geissel scheint dies empfunden und das Geschehene sehr mißliebig vermerkt zu haben[3]).

Stupp war ein „sehr gemäßigter Liberaler . . . Er hatte in Berlin und Köln selber während der Revolution mannhaft die Sache der Ordnung vertreten und in zahlreichen Katzenmusiken den Unwillen des Volkes über sich ergehen lassen müssen." Der Kölner Bevölkerung

---

[1]) Stupp an Braun, Düren 18. 5. 1848: „Soeben sind Sie hier für Frankfurt im 2. Skrutinium gewählt. Ihr Hauptkonkurrent war Prof. Müller in Würzburg, vom Klerus vorgeschoben" (Briefsammlung Stupp in Jülich). Der „Katholik" ließ sich zu der Wahl Brauns also vernehmen: „Einzelne Geistliche . . . sollen zu diesem Resultate vielfach beigetragen haben. Das katholische Volk und der bessere Teil des Klerus ist über diese Wahl indigniert" (1848 Nr. 62) und: Die Wahlen sind sehr gut ausgefallen, das katholische Düren macht eine „unrühmliche Ausnahme" (Nr. 65). Wenn F. Vigener (Ketteler [1924] 68) unter Hinweis auf die Dürener Wahl bemerkt: „In einigen rheinisch-westfälischen Gebieten traten die Hermesianer selbst bei den Wahlen gesondert auf und nicht ganz ohne Erfolg," so ist dies ein Irrtum; denn nirgendwo findet sich eine Spur davon, und auch in Düren war nicht der Hermesianismus irgendwie entscheidend gewesen.

[2]) Stupp an Braun, Köln 27. 1. 1850: „Ich war vor einigen Tagen in Düren und kann Ihnen die Mitteilung machen, daß dort Ihre Wahl für Erfurt als gesichert anzusehen ist" (ebd.).

[3]) Pfülf, der auch hier wohl sein Urteil an Geissels Papieren orientiert haben dürfte, wenn er auch keine Quelle angibt, 1, 520: „Nur Düsseldorf und Düren hatten sich nicht gut gehalten; Düren wählte die zwei schlimmsten der Hermesianer." Später, als Stupp 1856 dem Komitee zur Errichtung eines Denkmals Friedrich Wilhelms III. beitrat, machte Geissel seinem Zorne Luft gegen den „Advokaten der Hermesianer berüchtigten Andenkens, gegenwärtig Bürgermeister der Stadt [Köln] — dieser Herr tut nur, was seinen ehemaligen hermesianischen Umtrieben ganz entsprechend und seiner Vergangenheit würdig ist" (Pfülf 2, 106).

galt er dabei immer als ein Vertreter katholischer Interessen[1]) und er war in der Tat aufrichtig kirchlich gesinnt (s. oben S. 390 f.). Hiermit dürfte im großen und ganzen auch Brauns damalige politische Stellungnahme umschrieben sein. Über allgemeine Ideen war er noch nicht hinausgekommen. Kurz vor der Wahl schrieb er (6. 4. 1848) einem (nicht genannten) Freunde: „Du verlangst von mir ein politisches Glaubensbekenntnis. Ich bin, wie Du weißt, kein Freund von Worten; das zuverlässigste Glaubensbekenntnis ist unser Lebenslauf. Ich habe mich immer bestrebt, den Menschen im Menschen ohne Rücksicht auf Stand und Stellung zu achten, und ich habe diejenigen immer verachtet, welche gegen Geringere Löwen und gegen Höhere Hunde sind. Ich achte die Freiheit höher als alle irdischen Güter und indem ich für mich den größtmöglichsten Grad von Freiheit in Anspruch nehme, welche mit der Achtung der Freiheit anderer besteht, wünsche ich zugleich, daß jeder andere desselben Grades der Freiheit sich erfreue. Ich achte das Recht hoch und verabscheue alles Unrecht von ganzer Seele. So sehr ich für Freiheit und Recht bin, so sehr ist mir Willkür, Bureaukratie und Despotismus unter allen Formen zuwider. Indem ich die Freiheit will, die Freiheit für alle will, muß ich auch die Ordnung wollen, weil die Freiheit ohne Ordnung nicht bestehen kann. Die Ordnung spricht sich im Gesetze aus, und die Gesetzgebung soll sich wie die Natur auf die einfachsten Mittel beschränken und soll sich vor allem hüten, sich in kleinliche Bestimmungen aufzulösen. Soll aber die Ordnung Bestand haben, so muß sie ein Interesse für alle haben, es muß somit Gleichheit vor dem Gesetze sein. Ungleichheit vor dem Gesetze schwächt das Gesetz und hebt allmählich die Ordnung auf und zerstört die Freiheit. Ich halte das absolute Regiment gegenwärtig für Deutschland ebenso unmöglich als die Republik. Beide Staatsformen würden uns in die Anarchie stürzen und zuletzt uns wieder, nachdem Ströme von Blut geflossen, unter die Despotie zurückführen. Nur die konstitutionelle Monarchie halte ich für diejenige Staatsform, welche Deutschland vor der Anarchie bewahren, welche Deutschland groß machen kann. Der Staat soll kein mechanisches, sondern ein organisch gegliedertes Ganze sein. Jede überflüssige Gliederung schadet dem Ganzen; ich gebe daher dem Einkammersystem den Vorzug. Die Intelligenz soll ungehemmt im Staate wie im Leben herrschen, und die Gefahren, welche ihr drohen, sollen

[1]) So Gothein (Die Stadt Köln im ersten Jahrh. unter preuß. Herrschaft [1916] 1, 507).

ferne gehalten werden; ich gebe daher unbedingt dem indirekten Wahlmodus den Vorzug vor dem direkten." Wie man sieht, ist das Bekenntnis sehr doktrinär; es entspringt der Vorstellung vom nackten Rechtstaate und mündet in den landläufigen Liberalismus mit konservativer Färbung. Gepaart mit Kirchenfreundlichkeit ist es das politische System, dem auch August Reichensperger und andere Männer des politischen Katholizismus gehuldigt haben.

Der vorhin an die Spitze gestellte Grundsatz, daß allein die Persönlichkeit es ist, der die Wähler ihre Stimme geben und den Auftrag erteilen sollen, zeigt, wie er nichts von bindenden Programmen hält. Wie er die Eigenschaft des Abgeordneten als eines Vertreters des gesamten Volkes, der seine Überzeugung nur von dem Wohle des ganzen Landes bestimmen lassen darf, beherrschend in den Vordergrund rückt (Braun, Deutschland und die Nationalversammlung 1), so betont er auch das Erfordernis einer vollkommenen Unabhängigkeit des einzelnen innerhalb des Parlaments (ebd. 139f.). Dem ihm gemachten Vorwurfe: Sie stimmen ja mit der Linken setzte er das stolze Wort entgegen: Die Linke stimmt mit mir (ebd. 61). Daher war er auch ein Gegner jedes Parteiwesens in der Volksvertretung, das nach ihm mit der Freiheit des Abgeordneten unvereinbar ist, ihn zwingt, auf der Rednertribüne eine vorgeschriebene und vorher einstudierte Rolle zu spielen (ebd. 44f.), und das die Abstimmungen zu einem mechanischen Rechenexempel macht (ebd. 48). Braun hat denn auch in den dreizehn Jahren seines parlamentarischen Lebens sich nie einer Fraktion angeschlossen[1]).

Die Frage nach der Möglichkeit und dem Wert einer ausgesprochen katholischen Partei hat ihn mehrfach beschäftigt, ohne daß er sich klar darüber ausspricht. In Frankfurt, meint er, „war den Katholiken Gelegenheit geboten eine politische Partei zu bilden, welche geeignet gewesen wäre, bei vielen Fragen großes Gewicht in die Wagschale der Entscheidung zu legen; ob sie es nicht gewollt, ob sie es versäumt, weiß ich nicht" (ebd. 58) — ein Urteil, das von einem protestantischen

[1]) Auch andere, besonders viele geistliche Abgeordnete schlossen sich in der Frankfurter Nationalversammlung, die man mit Recht das „Parlament der selbständigen Köpfe" genannt hat, wo nicht „Parteien, sondern Persönlichkeiten stimmten" (F. Vigener, Ketteler [1924] 117), keiner parlamentarischen Gruppe an. So auch nicht Döllinger und Ketteler (ebd. 78), die allerdings dem katholischen Klub beitraten. Ketteler saß anfangs auf der äußersten Linken, aber schon nach wenigen Tagen ging ihm ein Licht über diese Demokraten auf (O. Pfülf, Bischof von Ketteler [1899] 1, 155).

Kenner der Verhältnisse ausdrücklich bestätigt wird[1]). Zehn Jahre später verzeichnet er nicht ohne einen leisen Ton der Befriedigung, daß prinzipielle Angriffe auf die katholische Fraktion des preußischen Abgeordnetenhauses eine „ausführliche und schneidende Würdigung" gefunden hätten[2]). Braun dürfte kein grundsätzlicher Gegner einer katholischen Parteibildung gewesen sein, wofür auch seine Bemerkung spricht, der Antrag des Abgeordneten Junkmann, den katholischen Klub in Frankfurt auch mit rein politischen Fragen zu befassen, sei „wie die Worte eines Propheten in der Wüste verhallt" (ebd. 59). Allerdings ist er selbst von dem Klub gemäß seiner idealistischen Ansicht von der Unabhängigkeit eines Volksvertreters ferngeblieben, obschon der Klub nicht einmal eine Partei war, sondern nur einen vorübergehenden freien Zweckverband zur Besprechung der Kirchen- und Schulfragen mit Ausschluß alles Reinpolitischen bildete. Übrigens haben auch Katholiken strengster Richtung, wie Görres' Neffe Lasaulx, der ehemalige Vorkämpfer für Klemens August, sich ihm nicht angeschlossen, und Buß trat ihm erst bei, als er in der Auflösung begriffen war (Jürgens a. a. O. 49); umgekehrt trat sein Vorsitzender Radowitz in der Nationalversammlung gegen die Zulassung des Jesuitenordens auf und vermochte auch den Klub zu dieser Stellungnahme. Doch hat Braun mit streng kirchlich gesinnten Abgeordneten Fühlung gehalten, wie die von Frankfurt herrührenden Beziehungen zu Reichensperger, Döllinger, Phillips und anderen beweisen. Wahrscheinlich traf er häufig mit solchen im Hause des ihm von Rom her befreundeten Malers Philipp Veit, des Stiefsohnes von Friedrich Schlegel, zusammen, wo alle Sonntage für hervorragende Katholiken

[1]) K. Jürgens, Zur Gesch. des deutsch. Verfassungswerkes[2] (1856) 2, 1, 52.

[2]) So urteilt er über einen Artikel der von Adolf Kolping, dem Vater der katholischen Sozialreform, herausgegebenen „Rheinischen Volksblätter" (1858 Nr. 51) in seiner Korrespondenz aus „Köln 25. Jan." der Augsb. Allg. Ztg. 1859 Nr. 30, wobei zu beachten ist, daß diese Zeitung sicherlich keine Freundin der katholischen Fraktion war, einer Mißbilligung derselben durch den Berichterstatter also nicht im Wege gestanden haben kann. Darüber, daß die Korrespondenz von Braun ist, s. unten S. 555 A. 2. Der hochangesehene katholische Abgeordnete Geh. Obertribunalrat Friedr. Blömer hatte die Daseinsberechtigung der Fraktion scharf bestritten, wogegen sich der von Braun charakterisierte Artikel der weit verbreiteten Rhein. Volksbl. mit scharfer Logik richtete. Blömer antwortete mit der von Braun ohne ein billigendes Wort angeführten Schrift: „An den Wahlkreis Montjoie, Malmedy, Schleiden" (1859), die in der Tat recht schwach war. Der Kolping'sche Artikel ist ebd. S. 91—96 abgedruckt.

Abendgesellschaft war[1]). In der Nationalversammlung zählte man ihn zu den „Ultramontanen". Der also Gekennzeichnete verwahrt sich nicht dagegen, lehnt aber überhaupt diese Spielart als willkürlich erfunden ab. „Man hatte einen dunkeln Begriff, ein verhaßtes Wort notwendig, in welches man wie in einen vergifteten Topf alles werfen konnte, was man zu vernichten wünschte, man hatte dieses dunkle Wort gefunden und man ergab sich dem Teufel" (Deutschland . . . 61). Mit gutem Humor spottet er: „Ich glaube nicht, daß man ein besseres Bild von den verworrenen Vorstellungen, welche man von den Ultramontanen hatte, geben kann als das leinene Tuch Petri in der Apostelgeschichte, welches an vier Zipfeln vom Himmel auf die Erde herabgelassen wurde und in welchem allerlei vierfüßige, kriechende und fliegende Tiere sich befanden. In dem leinenen Tuche des Frankfurter Parlaments und der entsprechenden Presse war der herrlichste Gegenstand für den Pinsel eines Höllenbreughel; hier krabbelten unzählige unreine Tiere untereinander; dort lag der [protestantische] Prediger Jürgens mit dem Leben Luthers auf Döllinger mit seiner Geschichte der Reformation, der protestantische Professor Wuttke hüpfte Hand in Hand mit Buß von Freiburg vorwärts; übereinander, durcheinander, nebeneinander lagen Cornelius, Zum Sande, Tappehorn, Deymann, Müller von Würzburg, Reichensperger, Junkmann, Knoodt, Münch von Wetzlar, Hugo von Göttingen, Phillips, von Lasaulx; alle lobten sich, schoben sich, hoben sich ohne Rücksicht auf Stand, Vaterland und Religion. Mich selbst, der ich eine Reihe von Jahren mit den Ultramontanen [als Hermesianer mit der ultramontanen Theologie] auf Leben und Tod gestritten, hatte man in das Tuch der unreinen Tiere geworfen, ohne die mindeste Furcht, es würde ein Zipfel abreißen und der Begriff die Sache nicht mehr decken" (ebd. 60f.).

Unbekümmert um gehässige Parteinamen, steht Braun fest auf dem Boden katholischer Grundsätze, indem er die Religion und zwar eine übernatürliche Religion für die wichtigste Grundlage des Staates und den obersten Leitstern der Politik erklärt und insbesondere sie für den sichersten Ankerplatz der bürgerlichen Freiheit hält. Er beklagt das weite Umsichgreifen der „Atheisterei" in Deutschland und ihr Hervortreten im Parlament, wie sich dies namentlich bei den Verhandlungen über die Schul- und Kirchenfrage gezeigt habe, so daß „religiöse Gemüter erschüttert waren über die Art und Weise, wie die Kirche, das Christentum, die Religion überhaupt in den Reden

[1]) Joh. Nep. Sepp (1916) 1, 122.

über diese Frage behandelt wurden" (ebd. 83—91). Nachdrücklich weist er die Staatsmänner auf die wieder erwachende Lebenskraft der Kirche hin, und seine Worte klingen fast wie eine Begrüßung des aufsteigenden politischen Katholizismus. Wie mancher, sagt er, geriet nicht in Erstaunen, als vor mehreren Jahren das Werk eines katholischen Theologen aus Schwaben [Möhlers Symbolik] eine so große Bewegung unter den deutschen gebildeten Ständen hervorbrachte? Wie mancher Staatsmann war überrascht, war wie vom Blitze gerührt, als durch die Wegführung des Erzbischofs von Köln das geschah, was er sich nie hätte träumen lassen, was er in seinen politischen Kalkül zu ziehen für ganz abgeschmackt gehalten haben würde?" (ebd. 123). Indes, bei allem Festhalten an den im katholischen Glauben gegebenen Prinzipien, wahrte er sich dort, wo solche nicht klar entgegenstanden, die Freiheit auch in Gegensatz zu der gemeinen Ansicht der Katholiken zu treten. So stimmte er für die in die Grundrechte des deutschen Volkes aufgenommene Abschaffung der Todesstrafe (ebd. 13. 62), die vom Humanitarismus damals gefordert wurde und für die auch Ketteler seine Stimme abgegeben hat[1]). In einer eigenen Schrift, die jedoch nicht erschienen ist, wollte er seine Abstimmung wissenschaftlich begründen[2]), ein Beweis für den Ernst, mit dem er sich seine Überzeugung bildete.

Der verhängnisvolle Wendepunkt in der Geschichte der Nationalversammlung war das Aufwerfen der Kaiserfrage Ende des Jahres 1848. Sollte die Einheit Deutschlands durch die Errichtung eines erblichen Kaisertums oder die Schaffung eines Fürstendirektoriums, vielleicht mit einem Wahlkaiser an der Spitze, erreicht werden? Wie die Dinge mit Österreich lagen, das einen einheitlichen Staat bildete und doch nur zum geringsten Teile eine deutsche Bevölkerung hatte, konnte jenes nur an die größte deutsche Macht, an Preußen, übertragen werden und zog dann in notwendiger Folgewirkung den Ausschluß der österreichischen Deutschen nach sich. Diese Frage: Klein- oder Großdeutschland, ein erblicher oder gewählter Kaiser, preußische Spitze

[1]) F. Vigener, Ketteler (1924) 117. Infolge des Frankfurter Beschlusses wurde die Todesstrafe in einer Reihe deutscher Staaten abgeschafft, aber in den meisten von ihnen bald wieder eingeführt.

[2]) Braun an seinen Neffen Peter Braun, Berlin 17. 2. 1850: er hat mit Verlegern über die Schrift „Von der Todesstrafe" bereits verhandelt. „Es wird nicht" werden „eine politische Flugschrift, es wird eine wissenschaftliche Schrift, die auch später ihren Wert im Kriminalrecht behaupten soll".

oder ein Direktorium von Fürsten, rief eine ganz neue Parteigruppierung hervor. Hatte bisher eine monarchisch-konservative Mehrheit, trotz ihrer Teilung in Fraktionen, gegenüber der republikanischen Linken bestanden, so ward jetzt die erstere zersprengt und schied sich in eine groß- und kleindeutsche Partei. Braun war genötigt seine Stellung zu wählen und entschied sich für das Großdeutschtum, dem er mit lebhafter Überzeugung zugetan war und sein ganzes Leben hindurch treu geblieben ist. Einer der Fraktionen dieser Richtung trat er aber auch jetzt nicht bei. Was Braun auf die großdeutsche Seite trieb, war nicht so sehr das traditionelle Gefühl für Österreich, das dem Sohne des Rheines im Blute saß und dem Manne aus kostbaren Lebenserinnerungen floß, waren auch nicht so sehr die katholischen Befürchtungen wegen eines protestantischen Kaiserhauses, obwohl diese[1]) und auch jenes[2]) mitgespielt haben; es waren vielmehr patriotische und politische Erwägungen.

Ein Herausdrängen Österreichs, eine Teilung des deutschen Volkes gilt ihm als in vollstem Widerspruche stehend mit den Empfindungen und Erwartungen aller deutschen Volksgenossen. Auf friedlichem Wege wäre auch ihre Durchführung gar nicht möglich (Deutschland . . . 70—77). Er sieht den Bruderkrieg von 1866 voraus, „wo die Drachenzähne als gewappnete Helden aus der Erde hervorspringen, die Waffen gegeneinander kehren und einander im wütenden Kampfe ermorden,

[1]) Deutschland und die deutsche Nationalversammlung 122: „Bei der Verhandlung über die Errichtung eines erblichen deutschen Kaisertums hat man die konfessionelle Frage im Öffentlichen soweit als möglich beiseite zu schieben gesucht", aber es wirkte die Meinung mit, „daß Österreich als katholischer Staat dem neuen deutschen Bundesstaate nicht angehören könne . . . Und selbst in der Nationalversammlung zu Frankfurt hat diese Frage ein Gewicht in die Wagschale der Entscheidung gelegt, wie man es von einer Versammlung, die in den Grundrechten über alle religiösen Rücksichten erhaben war, nicht hätte erwarten sollen." S. 124: „Die öffentliche Meinung von halb Europa hat den Nachfolgern des großen Kurfürsten den Schutz des Protestantismus übertragen, und die preußische Politik hat kein Geheimnis daraus gemacht, daß Preußen sich als das Haupt des Protestantismus in Deutschland ansehe, und hat mit Hilfe dieser Idee, wie ein preußischer Diplomat gesagt, seine Macht und seinen Einfluß auf Deutschland zu verdoppeln gesucht." Braun bestreitet (125), daß einzelne „allein aus konfessionellen Rücksichten" den König von Preußen nicht gewählt haben.

[2]) Ebd. 105 f.: „Österreich, das durch soviele Erinnerungen, so viele Interessen an Deutschland geknüpft ist, das Jahrhunderte hindurch der Mittelpunkt Europas war, dessen Regenten in fast ununterbrochener Reihe seit dem 14. Jh. die deutsche Kaiserkrone getragen, das so oft und so große Opfer gebracht, um Deutschlands Ehre zu retten . . ."

aber die beiden flammenspeienden Stiere sind nicht unterjocht, und wo ist das goldene Vließ der deutschen Einheit? Es hängt zerrissen und ein Spiel der Winde und ein Spott der Feinde von der deutschen Eiche herunter!" (ebd. 76f.). Ein Erbkaisertum würde ferner die Freiheit der Stämme bedrohen, würde nach Vereinheitlichung und Zentralisation streben; denn das ist „eine ewige Erfahrung, daß derjenige, welcher die Macht hat, sie zu gebrauchen versucht wird, und ist jene Macht eine erbliche, eine unverlierbare, so ist die Versuchung um so größer" (ebd. 95). Die Geschichte des Deutschen Reiches seit 1870 hat ihm recht gegeben. Bei der Verschiedenheit der Volkscharaktere und Volkssitten in Deutschland müßte eine straffe Einheit in Gesetzgebung und Verwaltung bedrückend und zerstörend wirken, und es würde „kein Glück für Deutschland sein, wenn die Zentralgewalt ein Heer von Reichskommissären wie Weberspulen über Deutschland hin- und herzöge" (99f.). Ebensowenig könnte eine Vereinheitlichung der kulturellen Entwicklung zum Heile gereichen. Denn „wie die vielen Hauptorte Deutschlands dem Gewerbe günstig waren, so waren es die vielen Regierungen den Künsten und Wissenschaften; die Stämme und Staaten stritten miteinander um den Ruhm höherer Bildung, und die Musen, die aus einem Staate vertrieben wurden, fanden in einem anderen willkommene Aufnahme" (96).

Im tiefsten Grunde wurzelt bei Braun die Verwerfung einer erblichen Kaiserwürde in dem föderalistischen Verfassungsideal, das er für das deutsche Volk als durch Natur und Geschichte gegeben erachtet; er will die Souveränität der Fürsten nicht gefährdet wissen. „Man kann nicht sagen," meint er, „dasselbe sei auch bei einem Wahlkaiser der Fall. Die Macht des Wahlkaisers ist vorübergehend, die des Erbkaisers ist bleibend. Der Wahlkaiser ist mehr primus inter pares, er weiß, wem er seine Würde zu verdanken hat, er ist der Mieter eines Hauses und der Erbkaiser ist des Hauses Herr" (126). Dem durch Max von Gagern geltend gemachten Gegengrunde, eine streng monarchische Ordnung des Gesamtvaterlandes werde die Monarchie in den Ländern stützen, hält er die Kritik vor: „Wenn der Stern der Monarchie erlöschen will, dann setzt Herr Max von Gagern die Sonne schnell daneben und macht den Grundsatz zu Schanden, daß das kleine Licht vor dem großen verschwindet und unsichtbar wird ... Wenn die Fluten der Zeit die Grundlagen der Paläste der Monarchen unterwühlt haben, wenn die Mauern bersten, alle Balken krachen und wenn das Gebäude den Einsturz droht, dann eilt Herr Max von Gagern

herbei und setzt, um das Gebäude zu befestigen, geschwinde einen neuen Stock, einen neuen Turm und eine neue Spitze darauf ... Das schmeckt nach der Theorie von jenem wunderbaren Baumeister, der nicht von unten nach oben, sondern von oben nach unten baut" (81f.). In diesen Sätzen spricht sich die Grundanschauung aus, die ihn bei der Verfassungsfrage leitete, und zugleich sein Glaube an die Notwendigkeit der Monarchie. Auch die Furcht vor einem Übergreifen des preußischen Militarismus auf ein zu schaffendes kleindeutsches Reich trieb ihn auf die entgegengesetzte Seite (109). Seltsam aber berührt es, daß das von der norddeutschen Kaufmannschaft und den Handelsstädten bevorzugte Freihandelssystem zur Verteidigung der großdeutschen Idee herhalten muß. „In dem kleinen Deutschland nämlich wird der Norden das Übergewicht erhalten, und man müßte befürchten, daß das Freihandelssystem siegen und zunächst der Industrie und dem Wohlstande des Südens den Todesstoß versetzen würde" (117—119).

Nicht allein die Sorge um Deutschland, auch die um Österreich hat Braun zum Großdeutschen gemacht. Seine Worte hierüber sind wie eine Voraussage über das, was seit 1866 geschehen und 1918 vollendet ist. Er bemerkt: „Man hat mit einem großen Aufwande von Beredsamkeit bewiesen, die Sendung Österreichs gehe nach dem Osten, seine Aufgabe sei, das Licht der Aufklärung in den Osten zu tragen und dort Freiheit, Kunst und Wissenschaft, überhaupt alle Künste des Friedens zu pflanzen und zu pflegen. Wenn man jemand eine Aufgabe stellt, so muß man ihn auch in den Stand setzen sie auszuführen, und in diesem Falle ist die unabweisbare Bedingung dazu, daß Österreich bei Deutschland bleibe. Ohne den Anschluß Österreichs an Deutschland ist der Bestand und die Dauer des österreichischen Kaiserstaates gefährdet. Deutschland ist der feste Punkt, in welchem das österreichische Staatsschiff seine Anker geworfen hat. Man nehme Österreich diesen festen Punkt, und dasselbe wird von den Wellen hin- und hergeworfen werden, bis es zerschellet und in Trümmer auseinanderfällt ... Ist Österreich von Deutschland getrennt, dann werden die mächtigeren, die nichtdeutschen Elemente des österreichischen Kaiserstaates das geschwächte deutsche Element in Österreich um seine Kraft bringen, an sich ziehen und verschlingen. Was wäre da bei dem allgemeinen Bestreben nach Nationalität natürlicher, als daß die österreichische Monarchie sich in ihre Bestandteile auflöse ... Der Friede Europas ist an den Fortbestand der österreichischen Monarchie und an ihren Zusammenhang mit Deutschland gebunden"

(106f.). In dem Heile Österreichs sah unser Politiker auch zugleich das Heil Deutschlands als einer Weltmacht. Das was uns, als wir im Weltkriege noch den Sieg der Mittelmächte erhofften, als eine Notwendigkeit erschien, hat auch ihm als ein Gebot der Zukunft vor Augen gestanden. Er schreibt: „Deutschland müßte seine Aufgabe darin finden, durch die Verbindung des gesamten österreichischen Ländergebietes mit sich, durch die Vereinigung der 29 Millionen, welche unter dem österreichischen Zepter stehen, mit den 32 Millionen, welche dem deutschen Bunde angehören, ein großes, mächtiges deutsches Mittelreich und eine wahrhaft europäische Großmacht, eine Weltmacht zu schaffen, welche die Schutzwehr der Freiheit, die Grundsäule allgemeiner Ordnung und die Mutter des allgemeinen Friedens würde" (112). Und wie wir in dem Handelsneid Englands und dem gierigen Drängen Rußlands nach dem Balkan eine der Ursachen unserer Katastrophe erfahren haben, so sah Braun damals schon in diesen beiden Mächten neben dem französischen Erbfeinde das kommende Verhängnis des Vaterlandes aus eben denselben Gründen voraus. Lord Palmerston hat nach ihm das „Signal gegeben, jetzt sei es Zeit an den Bau des kleinen Deutschlands Hand zu legen", und die Deutschen versäumen dem russischen Bär, dem „Gog und Magog" des Propheten Ezechiel, „das Tor mit eisernen Riegeln zu verschließen" (111—113).

Braun hat sich nicht damit begnügt, bei der Wahl Friedrich Wilhelms IV. zum Deutschen Kaiser seine Stimme zu verweigern, sondern reichte auch mit vier anderen katholischen Abgeordneten (v. Bally, Clemens, Reichensperger, Wekbeker) gemeinsam eine motivierende Erklärung der Nationalversammlung ein[1]). Sonst ist er nur ein einziges Mal in den Verhandlungen des Parlaments hervorgetreten, in der Sitzung vom 25. August 1848 durch einen Antrag zu § 12 des Entwurfs der Grundrechte. Zu der Bestimmung über die Religionsfreiheit schlug er den Zusatz vor: „Der Verkehr jeder religiösen Gesellschaft mit ihren Oberen ist frei" und begründete ihn mit einigen Sätzen (Stenograph. Bericht 1734). Er wies darauf hin, daß in den letzten Jahren der Verkehr der katholischen Bischöfe mit dem Papste durch einige Regierungen bereits freigegeben worden sei und deshalb ein gleiches Recht auch der niederen Geistlichkeit zugestanden werden müsse, damit auch sie ihre Verteidigungen und Gegenbeschwerden dem Heiligen Stuhle unterbreiten könne, und dieser nicht einseitig

[1]) Stenographischer Bericht . . . hg. von Wigard (1849) 6094.

unterrichtet werde[1]). Der Antrag fand keine Annahme, wie die endgültige Fassung der Grundrechte (ebd. 6880) zeigt.

Als die einst mit der Begeisterung des ganzen deutschen Volkes begrüßte Versammlung mehr und mehr der Selbstauflösung verfiel, so daß bis zum 5. Februar 1849 schon 178 Mitglieder, worunter alle Bischöfe und eine große Anzahl katholischer Geistlichen sich befanden, ausgetreten waren (Z 69 [1849] 218), harrte Braun, wie auch Döllinger, pflichtgetreu aus, obgleich gerade die konservativ Gerichteten die Flucht ergriffen hatten, und die Übermacht und das Toben der Linken den Aufenthalt in der Nationalversammlung peinlich machten. Seinem wachsenden Widerwillen gegen die Demokratie gab er in dem Aphorismus Ausdruck: „Von den verschiedenen Staatsverfassungen ist die Demokratie die unvollkommenste, die Despotie die gefährlichste. Selbst Männer wie Thukydides und Xenophon, welche in den freiesten Staaten des Altertums gelebt haben, waren keine Freunde der Demokratie, und es bleibt merkwürdig, daß sich in den griechischen Dichtern, insbesondere in den Tragödien nichts findet, was zur Empfehlung der Demokratie dienen könnte. Standen die Dichter zu hoch, um dem Volke zu schmeicheln, oder wußte das Volk selbst so gut, worin die wahre Freiheit besteht, daß es für solche Schmeicheleien die Empfänglichkeit verloren hatte?“ (Z 71 [1849] 213f.). Von Ekel an dem demagogischen Treiben dieses Parlamentarismus erfaßt, entwarf er unter dem Titel „Vita longa, ars brevis; ein Weg zum parlamentarischen Ruhme“ (Z 70 [1849] 207f.) eine sarkastische Zeichnung. „Wenn einem Deputierten“, heißt es hier, „daran gelegen ist, mit oder ohne Talent, mit oder ohne Fleiß, mit oder ohne Kenntnisse, Fähigkeiten und Gesinnungen, sich als eine Sache, die sich von selbst versteht, die Anerkennung und den Beifall von wenigstens einem Teile des Publikums zu sichern, so wissen wir ihm einen leicht zu befolgenden und probaten Rat zu erteilen. Er muß sich links im Reichstagssaale setzen. Im Zentrum oder rechts im Saale werden Ansprüche an ihn gemacht. Dort kann nur derjenige sich einen Namen machen, welcher

[1]) Frz. Schnabel, Der Zusammenschluß des politischen Katholizismus in Deutschland i. J. 1848 (1910) 11 hat diesen Antrag arg mißdeutet, indem er ihn in Zusammenhang bringt mit den „Wessenbergischen Traditionen“ und dem Rufe nach „Diözesansynoden mit Herbeiziehung des Laienelementes“. Nicht nur findet sich in Brauns kurzer Rede nicht die leiseste Andeutung solcher Dinge, sondern die Hermesianer waren auch die entschiedensten Gegner der an Wessenberg anknüpfenden radikalen Reformbestrebungen im südwestlichen Deutschland, mit denen Schnabel sie auf eine Linie stellt.

unabhängig von seiner Lokalität irgendein Verdienst mit sich bringt. Links aber kann sich jedermann berühmt oder wenigstens bemerkbar machen . . . Die Jugend, ein großer Teil der Frauenwelt, alle diejenigen, bei denen die Einbildungskraft schwerer wiegt als der Verstand, alle diejenigen, welche, weil sie schwache Nerven haben, gute Herzen zu besitzen vermeinen, . . . die mehr Leichtsinn als Scharfsinn besitzen, die wenig sind und wenig haben, die viel sein und viel besitzen wollen . . ., sympathisieren mit der Linken. Sie bilden ein dankbares Publikum. Eine fließende Suade gilt ihnen als demosthenische Beredsamkeit, Schwulst als Begeisterung, eine laute Stimme und Unverschämtheit als Mut, Deklamation als Argument, Anmaßung als Größe, keckes Hervordrängen als Patriotismus. Was scheint, ist ihnen eine reine Flamme. Was glänzt, ist ihnen Gold. Was schreit, ist ihnen Gesang. Was prahlt, ist ihnen Ruhm. Ihre Sympathien stehen gesattelt und gezäumt jedem zu Dienste, der sie mit einem besonderen Pfiffe zu rufen versteht."

Im April 1849 rüstete auch Braun sich zur Heimkehr, wie die Stammbuchverse beweisen, die er befreundeten Abgeordneten widmete und die aus diesem Monat datiert sind (Z 70 [1948] 214ff.). Sie sind noch in der Paulskirche geschrieben. Nachdem aber eine königliche Verordnung vom 14. Mai 1849 das Mandat der preußischen Mitglieder für erloschen erklärt und ihnen jede weitere Teilnahme an den Verhandlungen verboten hatte, betrat er das Parlamentshaus nicht mehr. Seinen förmlichen Austritt zu erklären, wird ihm die Überzeugung von der Unrechtmäßigkeit jener Verordnung und die Verachtung gegen das Zerrbild von Parlament verboten haben; in den Stimmlisten erscheint er fortan als ohne Entschuldigung abwesend.

Bis dahin hatte er gewissenhaft den Sitzungen beigewohnt und war den Abstimmungen nicht ausgewichen. Allerdings war seine Teilnahme nur eine passive, den einzigen oben erwähnten Antrag und die dabei gehaltene ganz kurze Rede abgerechnet. Auch in den Ausschüssen taucht sein Name nicht auf. Dafür machte er um so mehr den kritischen Beobachter und studierte die maßgebenden Persönlichkeiten und ihre Ansichten, wozu er auch den privaten Meinungsaustausch eifrig gepflegt zu haben scheint. Er kannte wie wenige den Gang der Dinge im Schoße der Nationalversammlung. August Reichensperger stellte ihm das Zeugnis aus, daß er „des Stoffes vollkommen Meister" sei, und suchte ihn daher zu bewegen, die hervorragendsten Schriften über das Parlament, die von Haym, Laube und Bieder-

mann[1]), einer kritischen Besprechung zu unterziehen, was „sehr verdienstlich und von großem Interesse sein würde" (an Braun, Köln 3. 12. 1849). Braun hat sich dazu nicht verstanden, trat aber statt dessen mit einer eigenen Schrift „Deutschland und die deutsche Nationalversammlung" (1849) hervor[2]).

Sie ist zunächst als Rechenschaft an seine Wähler gedacht, denen er das Lob spendet, daß „nicht ein einziger unter ihnen seine Stellung erschwert, die Freiheit seines Urteils in Versuchung gebracht hat, daß sie alle, obgleich gewiß nicht alle mit seinen Ansichten und Abstimmungen einverstanden, doch jenen Grad politischer Reife, der Selbstbeschränkung und Hingabe bewährt haben, ohne welche es keine freie Verfassung, kein freies Volk geben kann, — daß sie vielen anderen Wahlkreisen mit einem rühmlichen Beispiel vorangegangen sind" (4). Die Schrift ist indes mehr als eine persönliche Rechtfertigung. Sie ist ein auf breiter, prinzipieller Grundlage aufgebautes politisches Glaubensbekenntnis, aber lediglich rückblickend und dadurch auf den Ton tiefer Enttäuschung gestimmt. Denn „die deutsche Nationalversammlung, die wie ein großes, leuchtendes Gestirn an dem politischen Horizonte Deutschlands aufgestiegen und ihre Strahlen nach allen Seiten Europas weit über den Ozean hinaussandte, ist untergegangen; sie hat eine große, herrliche Zukunft, sie hat den Stolz und die Hoffnungen des deutschen Volkes, die Besorgnisse seiner Feinde und Nebenbuhler mit sich ins Grab hinabgezogen, sie hat zu der alten neue Zwietracht heraufbeschworen, und man fragt sich erstaunt, wenn man in die Stürme des verflossenen Jahres zurückblickt: Quare fremuerunt gentes et populi meditati sunt inania?" (V). „Lange Zeit reich an Ruhm und Ehren, hat sie ihr unglückliches Ende ihrem zu langen Leben zuzuschreiben. Sie hat die Zeit, wo alle Zustände in

---

[1]) R. Haym, Die deutsche Nationalversammlung. Ein Bericht aus der Partei des rechten Zentrum. 3 Teile 1848—1850. H. Laube, Das deutsche Parlament. 3 Bde. 1849. K. Biedermann, Erinnerungen aus der Paulskirche 1849.

[2]) Eine zweite ganz unveränderte Auflage erschien 1850; von der ersten 1700 Stück betragenden Auflage sollten 200 Stück an die Wahlmänner von Düren-Jülich verteilt werden (Braun an seinen Neffen Peter Braun 24. 7. 1849; Sammlung Braun). Der Verfasser versprach sich großen Erfolg: „Ich habe im Sinne der Großdeutschen geschrieben, also im Sinne der katholischen Partei. Ich bin überzeugt, daß die Schrift namentlich in Baiern und Österreich und überhaupt in Süddeutschland großen Absatz finden wird. Ich werde täglich von den verschiedensten Seiten ermahnt, dieselbe zu veröffentlichen ... Den Katholiken wird die Schrift sehr willkommen sein" (ebd.).

Deutschland flüssig waren, hingehn, sie hat das Metall erkalten lassen, und dieses hat die enge Form, in welche man es hineintreiben wollte, zersprengt und um uns her das Unheil angerichtet, welches wir vor unseren Augen sehen" (33).

Mit Schärfe bekämpft der Verfasser die sozialistischen und kommunistischen Ideen, deren allgemeine Verbreitung er anerkennt (80), und die auch in Frankfurt ihre Vertreter hatten. Er tut deren Prinzip, die Gleichheit der Menschen, als falsch dar, weil mit den Tatsachen und der menschlichen Natur im Widerspruch stehend. Es ist ihm ein Prinzip, das in seiner Anwendung auf das staatliche Gebiet sowohl die Freiheit vernichten und eine „große Sklavenkolonie" schaffen müßte als auch die „Staatsmaschine hemmen, zum Stillstande bringen und den Krieg aller gegen alle entzünden" würde (9—11. 20). Nur die vollkommene „Gleichheit vor dem Gesetze" will er durchgeführt wissen, womit er sich, ohne es zu sagen, gegen eine ständische Staatsordnung erklärt. Seine Befangenheit in der Idee des liberalen Rechtsstaates spricht sich auch in der Forderung eines unumschränkten Erwerbs- und Eigentumsrechtes (11) aus. Eine nichtsozialistische Republik wird von ihm nicht grundsätzlich verworfen, aber in dem gegenwärtigen Deutschland für unmöglich erklärt, weil sie einerseits eine nicht vorhandene Höhe der sittlichen Erziehung des Volkes voraussetzt, anderseits ihre Aufrichtung nicht nur blutige Gewalt erfordern, sondern auch das Vaterland ins Unglück stürzen würde. Nach dem Zeugnisse der Geschichte nutzten sich republikanische Verfassungen schnell ab und trieben zu Eroberungskriegen nach außen (19ff.). Was ihn an den republikanischen Bestrebungen abstieß, war auch deren Traditionslosigkeit, der vollständige Bruch mit der ganzen Vergangenheit. „Was die Vernunft seit mehr als einem Jahrtausende in Deutschland erzeugt hatte, wurde wie Ballast über Bord geworfen, Deutschland war der Linken eine glatte Tafel" (47). Aber Braun gibt sich keiner Täuschung über die Zukunft hin: „Man wird," schreibt er, „die Demokraten noch einmal niederwerfen, die Demokratie wird bleiben. Mögen Sie Ihren Fuß in Europa setzen, wohin Sie wollen, Sie stehen auf einem Vulkan, so ruhig es auch hier oder dort aussehen mag" (127). Er ahnte die bald einsetzende Reaktion und den dann unaufhaltsam folgenden neuen Aufstieg des demokratischen Gedankens.

Auffallend ist, wie wenig sich diese politische Schrift mit der Monarchie befaßt, und das im Jahre 1849! Die Fürsten werden nur ganz im allgemeinen daran erinnert, daß sie einem Höheren verantwortlich

sind, die Gerechtigkeit die Grundlage des Staates ist, daß dem Volke gegebene Versprechen gehalten werden müssen und daß „eine Wolke von Schmeichlern zwischen ihrem Throne und dem Volke sich lagert" (30f.). Über die konstitutionelle Monarchie mit Volksvertretung, die doch in Deutschland schon bestand und in Preußen erstrebt wurde, fällt kein Wort. Der Grund liegt wohl nicht allein darin, daß um sie der Kampf in der Paulskirche sich nicht drehte, sondern auch in der Selbstverständlichkeit dieser Forderung für den Verfasser und seine Leser. Das Interesse drängte sich zusammen um die Frage der Verfassung für Gesamtdeutschland und um die Grundrechte, um das Haus und das Hausgerät, wie er es bezeichnet. Die Stellung Brauns zu jener Frage ist schon oben gezeichnet worden[1]). Mit den Grundrechten aber ist dieser Politiker höchst unzufrieden, sowohl mit ihrem teilweisen Inhalte, als mit ihrer gesetzgeberischen Form. Er sieht darin nur eine äußerliche Nachahmung der Erklärung der Menschenrechte in Amerika und in dem Frankreich von 1789. Die Frankfurter Grundrechte sind nicht das Werk eines schöpferischen Geistes, sondern stückweise geschmiedet und dann notdürftig zusammengefügt[2]). Man hat sie „a priori und aus Begriffen konstruiert, ohne sich viel darum zu kümmern, ob es auch Realitäten gebe, welche von diesen Begriffen gedeckt würden." Jedermann „vermißte nicht bloß die legislatorische Sprache, sondern selbst ein bescheidenes Maß sprach-

[1]) A. Rapp, Großdeutsch-Kleindeutsch. Stimmen aus der Zeit von 1815—1914 (1922) hat Braun nicht berücksichtigt, ein Beweis, wie verschollen seine politischen Schriften sind.

[2]) Er hatte eine sehr idealistische Ansicht von der Gesetzgebung und war auch später nach reicher parlamentarischer Erfahrung noch ein Feind aller Flick- und Kompromißarbeit auf diesem Gebiete. In seinen „Berliner Briefen über die orientalische Frage" (1854) heißt es 7f.: „Die alten Gesetzgeber glaubten, ein gutes Gesetz sei ein organisches Ganze, das auch in seiner Entfaltung ein Ganzes bilde, dem nichts hinzuzufügen, von dem nichts hinweggenommen werden könne, ohne demselben zu schaden, welches in wechselnden Zuständen, wie der geschickte Maler im Porträt, das Bleibende zu treffen, die Einheit in der Vielheit, das Dauernde im Flüchtigen zu fassen und zu fesseln verstehe und wie die Minerva völlig ausgebildet mit Helm und Schild aus dem Haupte Jupiters, so aus dem des Gesetzgebers hervorspringe. Aber auch hier hat sich der Fortschritt geltend gemacht. Er stellt Paragraphen um Paragraphen auf die Beine, die einen ganz neu eingeschoben, die anderen aus der Reihe entfernt, sie werden hin- und hergerückt, geschoben, gezerrt, bis sie im Halbkreise vor einem großen ‚Wir' festen Sitz gewonnen, und, ohne daß einer dem andern vorgestellt worden, ist das Paragraphennetz fertig!" Er will es mit Bossuets Satz halten: On perd la vénération pour les lois, quand on les voit si souvent changer . . .

licher Darstellungsfertigkeit". An dem Zustandekommen und der parlamentarischen Behandlung der Grundrechte wird schonungslose Kritik geübt (33—39). Die Kritik kehrt sich auch, und zwar mit einer gewissen Heftigkeit, gegen den einflußreichsten Mann der Nationalversammlung, gegen Heinrich von Gagern (141ff. 145ff.). Als Führer der erbkaiserlichen Partei und Vorkämpfer des kleindeutschen Gedankens, der selbst das Bündnis mit der Linken zu dessen Verwirklichung nicht scheute, war er Braun ein Dorn im Auge. Er hat von ihm eine Charakteristik entworfen, die schwerlich ganz gerecht ist, indem er schreibt: „Eine verzweifelte politische Idee, eine halsbrechende Arbeit durchzusetzen, war er einmal dafür gewonnen, war niemand so geeignet als Herr von Gagern. Er vereinigte in sich als die positiven und negativen Eigenschaften, die zu dem Werke nötig waren, den Ruhm, mit dem ihn die Präsidentur umkleidet hatte, die Energie des Willens, die geschäftskundige Übung in politischen Dingen, die Macht des Vortrages, der persönlichen Erscheinung, den gehörigen Mangel an politischen und historischen Kenntnissen, an geübter diplomatischer Schlauheit und jener beugsamen Phantasie, welche die mannigfaltigen Zustände des Vaterlandes, die augenblicklichen Zuneigungen und Abneigungen desselben dem Staatsmanne mit Leichtigkeit vor die Anschauung hebt. Wir sehen mit Bangen, wie der neue Phaeton sich auf dem Sonnenwagen der deutschen erblichen Einheit in die Lüfte erhebt" (104).

Ursprünglich hatte Braun die Absicht, Charakterbilder hervorragender Persönlichkeiten aus der Paulskirche in sein Buch aufzunehmen (III), und wir sehen aus seiner Korrespondenz, daß er sich um Sammlung biographischen Stoffes bei einzelnen aus ihnen bemüht hat. Es ist schade, daß er seine Absicht nicht ausgeführt, da uns aus anderer Feder keine vom katholischen Standpunkte aus gesehenen Charakteristiken geboten sind[1]), während von entgegengesetzter Seite die Literatur hierüber nicht arm ist. Freilich, kräftig umrissene Zeichnungen würden sie nicht geworden sein, da er mit breitem Pinsel zu malen liebte. Aber anschaulich zu schildern verstand er; man sehe nur die Bilder, die er von Gagern, Soiron und Simson auf dem Präsidentenstuhl entworfen hat (40—42).

[1]) Beda Webers „Umrisse aus der Paulskirche" in dessen „Charakterbildern" (1853) 323—489 sind feuilletonistisch gehaltene Plaudereien, die zwar auf eine Menge von Personen rasche Streiflichter fallen lassen, aber nichts Abgerundetes geben und über Äußerlichkeiten nicht viel hinausgehen.

Die Paulskirche ist für Braun die parlamentarische und politische Schule gewesen. Was Phillips schrieb (an Braun, München 28. 10. 1849), gilt auch ihm selbst: „Mir ist die Erinnerung an Frankfurt, so widerwärtig auch manches, ja vieles war, doch nicht gar so unangenehm; denn ich habe Ursache, für die vielen gemachten Erfahrungen und für das Zusammensein mit so manchen achtbaren, beharrlichen, ja ich darf sagen tapferen Männern dankbar zu sein." Die Erfahrungen befähigten ihn zu einer ausgreifenden publizistischen Tätigkeit, und unter den Männern, deren Wertschätzung und Gesinnungsgenossenschaft ihm die Tage der Nationalversammlung erwarben, steht an erster Stelle August Reichensperger. Dieser, durch die Schrift „Deutschland und die deutsche Nationalversammlung" hoch befriedigt[1]), ist es gewesen, der ihn der eben entstandenen katholischen Zeitung großen Stils, der „Deutschen Volkshalle" in Köln (1849—1855), als Mitarbeiter zuführte, und durch seine Hand wurden anfangs die Beiträge Brauns an das Blatt übermittelt[2]). Er drängte förmlich auf Artikel aus seiner Feder[3]), ja zweimal hat auf seine Empfehlung der Verwaltungsrat der Zeitung den, freilich vergeblichen, Versuch gemacht, den Bonner Professor für die verantwortliche Leitung zu gewinnen[4]). So sehr baute man nicht allein auf sein ausgedehntes

[1]) An Braun, Köln 3. 12. 1849: „Sowohl nach Wien als nach München und Frankfurt hat [Prof. Hermann] Müller [aus Würzburg, der Hauptschriftleiter der Deutschen Volkshalle] wiederholt wegen Ihres Buches geschrieben, und versichert mir letzterer, daß dasselbe in Baiern (wie ich glaube, durch die N. M. Z.) besprochen worden sei. Detmold [kath. Abgeordneter in Frankfurt] hat mir in diesen Tagen noch über das Buch in sehr anerkennender Weise geschrieben und versichert, daß er nach Kräften ihm die Bahn ebnen werde."

[2]) R. an Braun 3. 12. 1849; ferner in einem Briefe o. D.: „Ihre Artikel für die Volkshalle habe ich stets freudig begrüßt und unverweilt in die Schmiede getragen."

[3]) R. an Braun 15. 12. 1850: „Der Verwaltungsrat der Volkshalle hat mir den Auftrag erteilt, in seinem Namen die ebenso ergebene als dringende Bitte an E. Hochw. zu richten, daß Sie dem armen Blatt in seiner dermaligen Not doch gütigst beispringen möchten, und zwar unmaßgeblich durch einige Artikel aus Ihrer erprobten Feder über die neueste Wendung in der deutschen Frage. Das Herannahen eines neuen Quartals läßt dem Verwaltungsrat eine solche Unterstützung als doppelt wünschenswert erscheinen; niemand aber kann größeres Gewicht darauf legen als ich, weshalb ich denn auch keinen Anstand nehme, jene Bitte mit meinem schwachen Fürwort zu begleiten." In einem anderen Briefe o. D. schreibt R.: „Sie haben sich durch diese Zusendung ein neues, großes Verdienst um das arme Blatt gesammelt, welches ohne solche Beihilfe unter dem Druck der ‚liberalen Atmosphäre' leicht hätte ausatmen können. Gott verlohn's Ihnen!"

[4]) K. Bachem, Joseph Bachem (1912) 2, 207. 250 f.

Wissen und seine glänzende Begabung, sondern auch auf seine katholisch-konservative Prinzipienfestigkeit, unbekümmert um die Empfindlichkeit, die sein Name beim Erzbischof wecken mußte. Vielleicht enthält auf Schwierigkeiten von dieser Seite ein Brief (o. D., aber aus 1852) des zweiten Redakteurs Dr. Eikerling, der Braun als ausgezeichnete Kraft schätzte[1]), Anspielungen, wenn hierin bemerkt wird: „Jetzt sind auch manche Hindernisse beseitigt, die Sie, wie ich zu vermuten Grund habe, abgehalten haben, diesem Blatte Ihre Tätigkeit und Muße zuzuwenden. Einer der Herren Domkapitulare, den ich gestern Abend sprach, gab mir zu meiner Freude ebenfalls diese Versicherung." Das Vertrauen zu dem alten und noch unter kirchlicher Maßregelung leidenden Hermesianer war trotz Geissel und der unversöhnlichen Feinde[2]) unter der katholischen Intelligenz gefestigt genug, um nicht durch solche „Hindernisse" wirklich beeinträchtigt zu werden. Seine lebhafte Mitarbeit tritt in ein um so interessanteres Licht, wenn man erwägt, wer sonst vorzüglich die geistigen Stützen der Volkshalle waren: außer Reichensperger, Dieringer und Reusch, Hermann Müller, der überkirchliche Parteimann aus der Zeit der Kölner Wirren, und Eduard Michelis, Klemens Augusts ehemaliger Sekretär[3]). Braun hat für das Blatt von den ersten Anfängen (September 1849) bis zu dessen Untergang (Juli 1855) ununterbrochen geschrieben, allerdings im Jahre 1852 nur wenig. Es waren keine Korrespondenzen, vielmehr fast immer größere Leitartikel, die er lieferte; im ganzen sind es 74[4]).

[1]) Er schreibt a. a. O.: „Vor der Hand wünschte ich z. B. eine Frage (zu einem oder einigen Leitartikeln) behandelt, die ihrer hohen Wichtigkeit halber entweder ausgezeichnet oder gar nicht behandelt werden darf. Ich meine den Erlaß des protestantischen Oberkirchenrates gegen den Hirtenbrief des Kard. Fürstbischofs von Breslau [29. Juli 1852, s. Pfülf, Geissel 2, 207 f., woraus sich auch die Datierung des Eikerlingschen Briefes ergibt]. Mehrere Sachen sind mir hierüber zugegangen, keine ist aber zulänglich. Ich habe mir deshalb die Freiheit genommen, Sie zu bitten mir aus dieser Verlegenheit zu helfen, Sie brauchen nur die Feder in die Hand zu nehmen, und die Sache wird gut." Er bedauert nicht persönlich zu ihm nach Bonn kommen zu können.

[2]) Noch 1859 ärgerte sich Walter, Windischmanns Schwiegersohn, darüber, daß Döllinger, von Frankfurt her mit Braun bekannt, bei seiner Anwesenheit in Bonn bei diesem, statt bei ihm, eine Einladung angenommen hatte. „Solche Leute wie Braun," äußerte er, „kleideten sich in Döllingers Auktorität" (Tagebücher des Prof. Floß in dessen Nachlaß).

[3]) Ich entnehme dies den Geschäftsbüchern (s. folgende Anm.).

[4]) Da die Beiträge anonym sind und unter sehr wechselnden Mitarbeiterzeichen erscheinen, war ihre Feststellung nur durch Einblick in die Geschäfts-

Die politischen Artikel — andere sind selten[1]) — beginnen mit einer satirischen Kritik an dem Freihandelssystem Richard Cobdens (1849 Nr. 10) und einem prächtig geschriebenen, von großen geschichtlichen Ausblicken durchwebten Essay über die Geschichte des europäischen Gleichgewichtes seit dem 15. Jahrhundert (1849 Nr. 20). Anknüpfend an das Schicksal Polens, dem der Verfasser tief empfundene Worte der Teilnahme widmet, verurteilt er nicht nur dessen Teilung unter dem Gesichtspunkte des Gleichgewichtes in Europa als einen schweren politischen Fehler, sondern brandmarkt sie auch als ein moralisches Verbrechen. Seiner ehernen Gerechtigkeitsliebe gibt er in den Worten Ausdruck: „‚Bei der Einverleibung Schleswigs in den deutschen Bund', sagte Herr v. Radowitz im Frankfurter Parlament, ‚stand uns nicht das positive Recht zur Seite; ich weiß vollkommen, daß es politische Notwendigkeiten gibt, die einen solchen Schritt gebieten.' Wir leugnen es, daß es eine politische Notwendigkeit gibt, irgendeinem Individuum oder irgendeinem Volke Unrecht zuzufügen. Aber es gibt eine moralische Notwendigkeit, keinem Volke und keinem Individuum, und wenn es noch so schwach . . . wäre, ein Unrecht zuzufügen." Wie er den „Macchiavellismus" in der inneren Politik scharf verwirft, so auch das „Recht des Stärkeren" in der

bücher des Verlags möglich, die mir Herr Geh. Justizrat Dr. Karl Bachem in Köln gewährte, wofür ihm auch hier geziemender Dank gesagt sei. Die Bücher geben zwar die Artikel selbst nicht an, nennen aber die Nummer, in der sie stehen, und (zur Honorarberechnung) die Zeilenzahl. Durch diese Hinweise und unter Zuhilfenahme des Stils gelang es in den meisten Fällen das Eigentum Brauns herauszufinden, leider nicht in allen, weil Irrtümer oder zu summarische Berechnungen in den Büchern nicht ausgeschlossen waren. So erhielt Braun im August 1852 als Honorar zwei Aktien zu 5 Tlr. ohne Angabe, für welche Beiträge. — Wie eng Brauns Verbindung mit der Zeitung war, geht aus einem Briefe Ritters an ihn (Breslau 29. 1. 1851) hervor: „Ich sende Ihnen hier einen Artikel für die Volkshalle, wenn Sie ihn aufnehmbar finden."

[1]) Es seien bemerkt „Abstammung der deutschen Siebenbürger aus dem Erzstifte Köln" (1849 Nr. 20) und „Domsagen" (1850 Nr. 5). Ein Beweis dafür, wie wenig die beliebte Verdächtigung gegen Braun und überhaupt die Hermesianer berechtigt ist, als seien sie Neologen in der Liturgie gewesen, ist der Leitartikel „Geistliche Tonkunst" (1854 Nr. 245). Hier wird eine von der Köln. Ztg. heftig angegriffene Verordnung des Generalvikariats, die die verweltlichte Instrumentalmusik im Dome abschaffte, mit liturgisch-ästhetischen Gründen und dem Hinweis auf das Konzil von Trient verteidigt und das Recht und die Pflicht der Kirche betont, unpassende Kompositionen auszuschließen. Braun verlangt, daß überall die Kirchenmusik zum alten Stil zurückkehre.

äußeren; „Vernunft und Religion vereinigen sich, um das Verdammungsurteil darüber auszusprechen."

Vor allem ist es die großdeutsche Überzeugung, in deren Dienst unermüdlich seine Feder arbeitet. Angriffe der Kölnischen Zeitung auf Österreich werden mit geistreichem Witz und Spott zurückgewiesen (1849 Nr. 26) und mit Genugtuung die Mißerfolge der bisherigen kleindeutschen Politik verzeichnet (1850 Nr. 327). Als die Gefahr eines Krieges zwischen Preußen und Österreich drohte, charakterisiert Braun die Lage als die zweier Krüppel, die im Begriffe waren, sich gegenseitig ihre Krücken zu zerschlagen" (ebd.). Für ihn gilt unerschütterlich der Satz des preußischen Staatsmannes von Usedom: „Auf der Einigkeit der beiden deutschen Großmächte beruht das Heil Deutschlands und Europas Friede" (ebd.). Mit den von Preußen zur Herbeiführung einer Reform der deutschen Bundesverfassung berufenen Dresdener freien Konferenzen geht eine Folge von vier Leitartikeln (1850 Nr. 329, 332; 1851 Nr. 1, 4) scharf ins Gericht wegen ihrer doppelten Tendenz, Preußen auf Kosten Österreichs und der deutschen Kleinstaaten den Weg zur Herrschaft zu bahnen und die Volksfreiheiten zu beschneiden. Als Bedingung für die äußere Unabhängigkeit Deutschlands betont der Verfasser die Notwendigkeit, daß die Donaumonarchie mit allen ihren Völkern dem deutschen Bunde angehöre, was auch möglich sei, da die Gleichheit der Nationalität für einen Staat nicht erfordert werde. Zu Gunsten der kleinen Staaten macht er geltend, daß deren Dasein an sich keineswegs ein politisches Übel darstelle, und vor allem geltend ihr legitimes Recht. Wie auf dem Triumphwagen des römischen Imperators ein Mann stand, der ihm zurief: Vergiß nicht, daß du sterblich bist, so wünscht er in Dresden einen Mahner mit dem Rufe: „Vergiß nicht dem Volke zu gewähren, was es billig fordern kann." In Deutschland gebe es „neben den Fürsten und Regierungen auch Völker" und „nicht durch ungemessene Beschränkungen der Volksfreiheiten und der Volksvertretung, nicht durch ungemessene Beschränkungen des Vereinsrechtes und der Presse würden Ruhe und Ordnung in Deutschland wiederhergestellt. Mögen diese jungen Freiheiten in Deutschland vielfach mißbraucht worden sein, der Mißbrauch hat nicht jene Wirkungen, welche man von oben so sehr geneigt ist darin zu erblicken. Das Gute, welches die Repressivmaßregeln wirken, wird von dem Übel, das sie hervorrufen, weit überwogen . . . Der Mensch muß sich an alles, er muß sich auch an die Freiheit gewöhnen, und um sich zu gewöhnen,

muß er Zeit haben." In einem vernünftigen „Mittelweg zwischen Bevormundung und Freiheit" sieht unser Politiker auch einen Damm gegen die Auswanderung, die damals begann einen beunruhigenden Umfang anzunehmen. Bemerkenswert ist, daß er sie „unter den Schutz und die Leitung des Staates gestellt" wissen will, damit der Auswanderer im fremden Lande vor Ausbeutung gesichert sei. Auch diesen Punkt mit seinem großdeutschen Ideal verknüpfend, weist er darauf hin, daß, wenn Österreich mit seinen sämtlichen Provinzen zum Bunde gehöre, die Auswanderung statt nach Westen sich nach Osten wenden und sich in die fruchtbaren Donauländer ergießen würde und so Kapital und Arbeit dem „verarmenden Vaterlande" nützlich gemacht werden könnten.

Neben der großen Angelegenheit der künftigen Gestaltung Gesamtdeutschlands beschäftigte sich der Publizist der Volkshalle mit einer brennend gewordenen Frage der politischen Taktik, deren Beantwortung Licht auf seine Auffassung fallen läßt von dem Werte parlamentarischer Arbeit und von der Rolle, die dabei dem Katholizismus zukommt. Die Wahlen zu dem Erfurter Reichstage waren ausgeschrieben, der auf Betreiben von Radowitz und der auf einer Versammlung in Gotha (Juni 1849) neuorganisierten preußisch-erbkaiserlichen Partei einen Sonderbund der norddeutschen Staaten unter der Hegemonie Preußens, die „Union", zustande bringen sollte. Die Meinungen der Katholiken, ob man sich an diesen Wahlen, von denen die Demokraten sich fernhielten, beteiligten dürfe, waren sehr geteilt. Braun trat mit aller Entschiedenheit für die Beteiligung ein (1849 Nr. 88). Auch wer diesen Reichstag für ungesetzlich halte, könne unbedenklich von seinem Wahlrechte Gebrauch machen, weil er damit die Rechtmäßigkeit nicht anerkenne, und er müsse davon Gebrauch machen, um Schlimmeres zu verhüten, weil die Versammlung doch auf jeden Fall zusammentreten werde. Es gelte den kleindeutschen Plänen des Generals Radowitz entgegenzuarbeiten, was eine patriotische Pflicht der Katholiken sei. Braun spricht hierbei von der „katholischen Partei", womit er offenbar nur die politisch interessierten Katholiken im allgemeinen im Auge hat, die ihm mit den Großdeutschen zusammenfallen (s. oben S. 517 A. 2), aber ihm schwebt doch der Gedanke eines Zusammenwirkens derselben im Parlamente vor. Denn dem Einwande, die „katholische Fraktion in den Kammern zu Berlin" — in Wirklichkeit war es noch keine Fraktion — habe ja nichts zu erreichen vermocht, begegnet er mit dem Grunde, sie sei eben zu klein gewesen,

und dies habe daher gerührt, daß die Katholiken sich nicht reger an den Wahlen beteiligt hätten. Er selbst nahm ein Mandat für das Erfurter „Volkshaus" an, das ihm wiederum der Dürener Wahlkreis übertrug, und trat auch dort mit den beiden Reichensperger, Buß, Ritter von Breslau und anderen der Vereinigung der elf „Ultramontanen" bei[1]), wie Mallinckrodt sie genannt zu haben scheint. Ihre Zahl war indes zu gering, um sich parlamentarisch bemerkbar machen zu können — eine Folge der überaus lässigen Wahlbeteiligung in den katholischen Bezirken.

Das Erfurter Unionsparlament setzte trotz seiner Kurzlebigkeit (20. März bis 29. April 1850) Brauns Feder in lebhafte Tätigkeit für die Volkshalle (1850 Nr. 91, 93, 100, 106, 112, 113, 116, 119), deren eigentliche Parlamentsberichte jedoch von anderer Seite stammen. Braun „kommentierte", wie er selbst sich ausdrückt, die Vorgänge nur mit seinen kritischen Betrachtungen, die sehr scharf gegen Kleindeutsche und Gothaer sich richteten. Gegen die letzteren kehrte er auch, was sehr zu beachten ist, den katholischen Standpunkt hervor. „Es ist," schreibt er, „der eilende Eifer der Gothaer ihr Werk zu vollenden, baldigst ihren Götzen, den Sonderbund, im Tempel des evangelischen Norddeutschlands aufzustellen und als dessen Hohepriester, selbstredend mit Ämtern und Gehältern, zu fungieren" (1850 Nr. 113). Deshalb findet auch der Katholik Radowitz keine Gnade vor ihm, obgleich er einem „oratorischen Meisterstück" des gewaltigen Redners, von dem er eine glänzende Schilderung gibt, seine Bewunderung nicht versagen kann (1850 Nr. 91). Aber höher steht ihm doch eine Rede des strengkonservativen Protestanten Julius Stahl, „dieses Prachtstück parlamentarischer Beredsamkeit, sowohl was Gediegenheit des Inhaltes als Eleganz der Form anlangt." Warum? „Es liegen ewige Ideen darin, die, mögen sie auch noch so lange verkannt und unter dem Schutt menschlicher Leidenschaften vergraben bleiben, sich mit der Zeit Bahn brechen und endlich zur Geltung und zum Siege gelangen", weshalb „die Reden eines Stahl, Gerlach [des anderen hochkonservativen Führers] einen inneren tiefen Anklang in stets wachsenden Kreisen finden." Durch seinen Gegensatz zu den unter liberaler Fahne kämpfenden Kleindeutschen ist Braun merklich in eine konservativere Stimmung geraten. Der „tiefeindringenden Verstandesschärfe und lichtvollen Klarheit Stahls gegenüber" erscheint ihm der

[1]) O. Pfülf, Hermann von Mallinckrodt (1892) 62. Eine förmliche Fraktion war es nicht, vielmehr nur ein Zusammensein bei gemeinschaftlichen Essen zum Ausdruck der Freundschaft und Gesinnungsgemeinschaft.

liberale Wortführer Vincke „als ein burschikoser Klopffechter“ (1850 Nr. 112). Freilich, staatliche Allregiererei will er auch jetzt nicht. Spöttisch spricht er die Befürchtung aus: „Das Erfurter Parlament wird ein Unterrichtsgesetz beschließen, welches die Russen mit gerechtem Stolze erfüllen wird. Darnach wird niemand seinem Sohne Unterricht geben dürfen, wenn er sich nicht einer Staatsprüfung unterworfen hat. Niemand wird einen Tanzlehrer, eine Lehrerin im Nähen in sein Haus aufnehmen dürfen, wenn dieselbe nicht vorher eine Staatsprüfung bestanden hat“ (1850 Nr. 116). Hauptsächlich jedoch ist ihm die deutsche Politik der Erfurter ein Gegenstand tiefer Besorgnis. Ein Leitartikel „Zur deutschen Frage“ (1850 Nr. 325) sprach die Freude über das Mißlingen ihres Werkes und die Verhütung des sonst unvermeidlichen „Bruderkrieges“ aus. Denn „daß die Union im Wege des Friedens, der langsamen allmählichen Entwicklung nicht auszuführen sei, das war vor dem Zusammentritt des Erfurter Parlaments für diejenigen ausgemacht, die sich nicht in den Kopf gesetzt hatten, die höchsten Güter des Vaterlandes an ein Phantom zu setzen, welchem die Lebensfähigkeit schlechthin fehlte.“

Gegen das Gothaertum blieb auch weiterhin seine Feder gespitzt. Dessen „Organ“, die Kölnische Zeitung, mußte wegen ihrer charakterlosen Umwandlung nach dieser Seite die Lauge seiner Satire über sich ergehen lassen (1851 Nr. 7). Besonders nahm Braun die antiföderalistischen Bestrebungen der Kleindeutschen aufs Korn in einer „Die Mediatisierung“ überschriebenen Artikelreihe (1851 Nr. 8, 14, 17). Die Beseitigung der Kleinstaaten erklärt er für ein revolutionäres Beginnen, ebensogut wie die Revolution von unten. Es gibt kein „Recht der Mediatisierung“, und man muß Verwahrung einlegen gegen „den schändlichen Grundsatz einiger Völkerrechtslehrer und praktischer Staatsmänner, wonach ein Staat keine Schranken für seine rechtliche Freiheit hat.“ Die größte Mediatisierung war die Teilung Polens, dessen rechtlose Behandlung, besonders in Bezug auf die Erhaltung der Nationalität und der Sprache, ihm schon früher (1850 Nr. 113) die entrüsteten Worte entlockt hatte: „Also man verweiset diese hochherzige und bedrückte Nation [mit ihren Petitionen um Schutz] von Berlin nach Erfurt und von Erfurt nach Berlin. Das ist die Gerechtigkeit der Männer von Gotha.“ Die Aufsaugung der kleineren Staaten Deutschlands würde aber auch eine kulturwidrige Tat sein; denn sie haben das Aufblühen der neueren deutschen Literatur befördert. Daß die geistige Kultur Deutschlands sich im Vergleich

mit anderen Ländern so spät entwickelt hat, ist die Schuld der „Reformation“ [so mit Anführungszeichen gebraucht], welche „die frischen Blätter und die zarten Blüten von Kunst und Wissenschaft, welche anfingen sich in Deutschland zu entfalten, wie von einem kalten Nordwind vertilgt, und ihre Entfaltung darin hundert Jahre zurückgedrängt hat. Man sagt, die kleinen Staaten seien der Herd der Anarchie. Aber hat nicht das Jahr 1848 die Revolution in den Großstaaten Frankreich, Österreich und Preußen gesehen, und kamen in Frankfurt nicht gerade die Proteste des Volkes gegen eine Mediatisierung aus den Kleinstaaten?“ Gegenüber der Behauptung, die Mißstände an den kleineren Fürstenhöfen rechtfertigten deren Aufhebung, macht Braun geltend: „Die kleineren Fürsten wie die großen sind durchweg und von jeher das Produkt und der Ausdruck ihrer Zeit gewesen.“

Außer den rein politischen Dingen, durch die der deutsche Katholizismus damals bewegt wurde, ließ sich Braun in den Spalten der Volkshalle auch zu kirchenpolitischen Fragen mutig vernehmen, selbst zu solchen heikler Natur und abweichend von der Stellungnahme des höheren Klerus. Gegen den Eid auf die (revidierte) preußische Verfassung von 1850 hatten die Bischöfe und ein Teil der Geistlichkeit in Rücksicht auf Kirchen- und Schulsachen anfangs Bedenken und hielten den Eid auf dieselbe nicht für zulässig, wenigstens nicht ohne ausdrücklichen Vorbehalt. Als nun der Kultusminister Ladenberg von allen Priestern, die ein staatliches Nebenamt, wie besonders im Schuldienste, bekleideten, eine bedingungslose Eidesleistung forderte und die sich Weigernden mit Amtssuspension bedrohte, wollten die Bischöfe den Eid nur nach vorhergehender Verwahrung hinsichtlich der kirchlichen Rechte gestatten[1]) — eine Vorsicht, die sich begründen ließ, aber nicht streng notwendig war, wie ja auch später niemand mehr an der Verfassung Anstoß genommen hat. Braun nahm von vornherein eine andere Haltung an und erklärte mit den zwei übrigen geistlichen Mitgliedern der Ersten Kammer öffentlich, daß er den Eid ablege, weil die Verfassungsurkunde „nichts enthalte, was den unveräußerlichen Rechten der katholischen Kirche widerspreche“, daß er aber sich verwahre gegen jede Deutung der Verfassung, welche mit jenen Rechten nicht im Einklange stehen möchte“[2]). Diese seine —

[1]) Pfülf, Geissel 1, 687—693.

[2]) Abgedruckt ebd. 688. In der Volkshalle 1850 Nr. 99 rechtfertigte er dies damit, daß hierdurch „die viel besprochenen ‚Erläuterungen‘ des Herrn Ministers von Ladenberg als verbindlich“ nicht anerkannt worden seien.

durchaus richtige — Ansicht verteidigte er dann in einem Artikel der Volkshalle (1850 Nr. 99). Da die Verfassung die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche in ihren eigenen Angelegenheiten garantiere, sei jener Vorbehalt zulässig, aber überflüssig, weil selbstverständlich. Aber anderseits müsse der Minister den Vorbehalt gestatten. Nachdem jedoch Erlasse des Kultusministers von Raumer (1851 und 1852) die Verwendung „ausländischer Geistlichen" in der Seelsorge und die Abhaltung von Volksmissionen unter besondere polizeiliche Aufsicht stellten, ja die letzteren in Diasporagemeinden verboten, ferner das Studium der Theologie an ausländischen Jesuitenanstalten untersagten, legte er einen energischen publizistischen Protest ein (1852 Nr. 234) gegen diese „die garantierte Freiheit und Selbständigkeit der Kirche beeinträchtigenden Ministerialerlasse und führte aus, wie das Oberaufsichtsrecht des Staates sich auf solche Dinge nicht erstrecken könne, insbesondere nicht bei einer „feierlich anerkannten" und mit verfassungsmäßig erworbenen Rechten ausgestatteten Kirche. Die „segensreiche Wirksamkeit der Jesuitenmissionen" erfährt dabei eine unumwundene Anerkennung. Mit hoher Befriedigung wird verzeichnet, daß der rheinische Provinziallandtag, namentlich der Adel auf ihm, in seiner Adresse an den König der Freiheit der Kirche „eine kräftige Vertretung, einen so würdigen Ausdruck" geliehen hat, während die ablehnende Haltung der protestantischen Abgeordneten auf demselben einer scharfen Kritik unterzogen wird.

Die Raumer'schen Verordnungen waren für die Katholiken das Zeichen, unter dem die Neuwahlen zum preußischen Landtage 1852 standen. Braun griff mit einem lebhaft geschriebenen Leitartikel „Die Wahlen" ein (1852 Nr. 246) und rief seinen Glaubensgenossen zu: „Die Verfassung soll revidiert, gerade diejenigen Bestimmungen, welche das Verhältnis des Staates zur Religion feststellen, sollen einer neuen Prüfung unterworfen werden" — Bestimmungen, auf denen „die Freiheit Eurer Kirche beruht." Indes, auch das deutsch-patriotische Moment ist hervorgekehrt; denn von den „kaiserlichen Adlern im neuen Frankreich" droht dem Vaterlande Gefahr. „Entsendet in die Kammern Männer von Intelligenz und Bildung, die, geübt die Sache von dem Schein zu trennen, sich durch keinen Rednertand blenden und durch die feinsten Stricke langgeübter Sophistik sich nicht fangen lassen." Er will vor allem charaktervolle Vertreter des Volkes, die „unabhängig in Gesinnung und Stellung, ein Herz für das gemeine Wesen und Beste haben, die auf eigenen, festen Füßen stehen und der

wechselnden Luftströmung, die bald von Furcht und bald von Hoffnung angeblasen wird, nie zur Beute werden, die das Mandat, das Ihr in ihre Hände gelegt, als ein heiliges, unverletzliches Unterpfand betrachten und sich nie soweit vergessen, damit zur Erlangung von Gunst, Ehren oder Ämtern Wucher zu treiben." Die eine Beredsamkeit soll jeder Abgeordnete haben: „Er soll Ja sagen können, wo alle anderen Nein sagen, und er soll Nein sagen können, wo alle anderen Ja sagen." Diese Art Beredsamkeit, fügt er hinzu, ist „schwerer als mancher denken mag." Braun hat mit solchen Worten sein eigenes Charakterbild als Volksvertreter gezeichnet[1]).

Auch als Politiker standen ihm Würde und Geltung seiner Kirche mit im Vordergrunde. Als 1854 die Umwandlung der bisherigen Ersten Kammer in das Herrenhaus stattfand, unterwarf er dessen Zusammensetzung gerade von jenem Gesichtspunkte aus einer Kritik (1854 Nr. 250) und fand es der historischen Stellung der Bischofssitze von Köln und Posen, Trier und Breslau nicht entsprechend, daß ihre Inhaber keinen Platz im Herrenhause gefunden, wie er es auch als ein Unrecht bezeichnet, daß auf den Landtagen der Provinzen kein Bischof und kein Domkapitel Sitz und Stimme hat. Wären diese, bemerkt er richtig, nach der Verpflichtung der Bulle De salute animarum dotiert worden, so nähmen sie an dem Präsentationsrechte für die Erste Kammer teil. Die Regierung hatte an die Berufung von Prälaten gedacht, aber der preußische Episkopat hatte den König gebeten davon abzusehen. Er betrachtete die Sache allein vom praktischen Standpunkte und fand in einer Vertretung der Kirche statt Nutzen nur Schwierigkeiten (Pfülf 2, 83—88). Das nachmalige Wirken des Kardinals Kopp im Herrenhause war eher dazu angetan, Braun recht zu geben. Für diesen war es an erster Stelle eine Frage der Parität, um die es sich handelte, und der er überhaupt eine „umfassende Erörterung" widmen wollte, wie er ankündigte. Er wies schon jetzt darauf hin, „wie wenig Katholiken in den Staatsrat . . . ernannt sind, und daß der kirchlichen Abteilung desselben nur ein einziger Katholik zugewiesen ist." Von den beiden paritätischen Universitäten Bonn und Breslau werde wahrscheinlich nie ein Katholik für das Herrenhaus präsentiert werden, was die Erfahrung bewahrheitet hat.

[1]) Vgl. auch Braun, „Die Kammern und das Land" (1855): „Beides, dieses entschiedene Ja und jenes entschiedene Nein, setzen Verstandesschärfe und Charakterstärke voraus." Diese Gattung von Beredsamkeit „soll jeder lernen und zur Fertigkeit bringen. Sie ist schwerer, als eine vortreffliche Rede halten."

Wie in jener Sache, so ist Braun auch sonst in seinen politischen Aufsätzen vielfach von geschichtlichen Erinnerungen und Erwägungen geleitet. Dies zeigt sich besonders in einem großangelegten Leitartikel ‚Obskure Reflexionen über das Zeitalter" (1854 Nr. 258 und 261). Er führt die politischen und sozialen Nöte der Gegenwart sogar auf den Beginn des 16. Jahrhunderts zurück. Durch die Entdeckung Amerikas ist „das Meer und die Herrschaft des Meeres nun das Ziel der Nationen geworden. Sie selber, preisgegeben jedem Sturmwind der Habsucht und des Ehrgeizes, sie haben sich gestanden, daß sie nichts wollen als Gold, und so ist denn das wirklich geworden, was wir jetzt Europa nennen." Seitdem Kriege um materielle Vorteile, darum stehende Heere, künstliches National-Schuldensystem und zuletzt Untergang der Staaten und Nationen. Hätte dieser Historiker die heutige Zeit erlebt, so hätte er den schrecklichen Schlußbeweis für die Richtigkeit seiner Betrachtungsart über die internationale Politik seit dem Mittelalter hinzufügen können. Der Reformation wirft er vor, daß sie Deutschlands Unabhängigkeit beeinträchtigt und in der Geisteskultur nichts Großes geleistet habe. Sogar die Erfindung des Buchdruckes hat nach ihm weder der Wissenschaft die vollen Früchte getragen, da die Regierungen es an der nötigen Geldunterstützung fehlen ließen, noch ist sie der allgemeinen Geistesbildung zum Heile geworden. Nicht bloß weil sie das Volk mit schlechtester Literatur überschüttet hat, sondern auch weil sie durch die Verbreitung des Humanismus „hölzerne Nachahmungsversuche" gebracht und die „eigentümlich romantische Gelehrsamkeit" vernichtet hat. Die Renaissance ist auch dem kirchlichen Geiste zum Verderben geworden: „Man darf wohl ohne Übertreibung sagen, an dem Untergange der Religion ist nichts so sehr schuld, als die Kenntnis des Altertums, nicht an sich, sondern weil der Geist desselben wirklich hier an die Wurzel gefaßt hat."

Mit Ausnahme dieser beiden geschichtsphilosophischen Artikel befaßte sich Brauns Zeitungspublizistik nur mit aktuellen Vorgängen, und zwar mit solchen Deutschlands. Nur einmal, soviel zu ersehen ist, zog er das Ausland in seinen Bereich durch eine Besprechung der Militärrevolution Esparteros, dieses „Kossuths von Spanien" (1854 Nr. 173 und 196). Die eigentliche Urheberin derselben erblickt er in der Freimaurerei, deren politische Heuchelei er gebührend geißelt. Als der tiefere Grund aber erscheint ihm die Tatsache, daß seit langem „der Glaube und die Ehrfurcht vor göttlicher und mensch-

licher Auktorität in Spanien untergraben" worden ist, und daß die spanischen Könige daran mitschuldig sind durch „ihre Empörung gegen die Kirche, durch gewalttätige Zerstörung solcher kirchlichen Anstalten, welche für das Wohl von Spanien und die Auktorität der Könige mehr geleistet haben, als das ganze Beamtenheer."

Dagegen führte ihn auf das Feld der allgemeinen europäischen Politik das Wiederauftauchen der seit dem 18. Jahrhundert nicht mehr zur Ruhe gekommenen und bis heute unsterblich gebliebenen orientalischen Frage im Jahre 1853. Das war in der Tat ein Gegenstand, der in hohem Maße geeignet war, durch seine großen geschichtlichen Zusammenhänge den Historiker zu reizen, durch seine Verquickung mit religiösen Interessen dem Theologen das Wort zu geben und durch sein Verflochtensein mit den sich durchkreuzenden Machtbestrebungen der Großstaaten einem auf weite Sicht eingestellten Politiker ein lockendes Problem zu bieten. In letzter Linie handelte es sich um nichts mehr und nichts weniger als um die Erhaltung oder Vernichtung der Türkei und um die Frage, wer der Erbe des „kranken Mannes" sein sollte. Den Anlaß boten Streitigkeiten zwischen den unter dem Protektorate Frankreichs stehenden lateinischen Christen und den von Rußland gedeckten griechischen Christen um den Besitz des Heiligen Grabes. Sie nahmen einen hochpolitischen Charakter an durch den nunmehr erhobenen Anspruch Rußlands auf eine unbedingte Schutzherrlichkeit über alle unter osmanischem Zepter stehenden griechisch-orthodoxen Kirchengemeinschaften, wodurch in der Folgewirkung eine Sprengmine in das Türkische Reich hineingetrieben worden wäre, und nahmen einen hochpolitischen Charakter an nicht minder durch die eigenmächtige Besetzung der zur Türkei gehörigen Donaufürstentümer seitens der Truppen des Zaren. Noch im Herbste 1853 begann der Waffengang zwischen Russen und Osmanen, dem bald die Kriegserklärung der Westmächte England und Frankreich nach St. Petersburg folgte. Da der Kampf leicht dem Frieden Europas gefährlich werden konnte, geriet die öffentliche Meinung auch der nicht in den Krieg verwickelten Länder in lebhafte Erregung, nicht am wenigsten in Österreich und Deutschland, die dem Schauplatze am nächsten lagen und am ehesten eine Rückwirkung erfahren konnten. In die politische Gefahr mischte sich die religiöse Spannung. Weil der Zar in der Proklamation an sein Volk dem Kriege die Bedeutung eines Religionskrieges, eines Kampfes des Kreuzes gegen den Halbmond, einer Befreiung der Christen aus dem Joche der Ungläu-

bigen beigelegt, und ebenso die Hohe Pforte den Heiligen Krieg der Moslim verkündigt hatte, ward das christliche Gefühl des Abendlandes in Mitleidenschaft gezogen und vor die Frage gestellt, ob es auf die Seite Rußlands treten sollte, das sich als Vorkämpfer des Christentums aufspielte, oder auf die Seite des katholischen Frankreich und des protestantischen England, die zwar Verbündete des Türken waren, aber erklärten, allen Christen des Orients eine freiere Stellung erringen zu wollen, während der Russe doch nur für die griechisch-orthodoxe Kirche kämpfte.

Für die Katholiken war die Parteinahme nach dem Gesichtspunkte der religiösen Interessen schwierig. Trug Rußland den Sieg davon, so erhielt die Türkei, die alte Bedrückerin des christlichen Glaubens, den Todesstoß und war die Macht des Islam in Vorderasien gebrochen; dann triumphierte aber auch das Schisma, und dieses hätte nicht nur die Hoffnungen auf eine Wiedervereinigung der getrennten Kirchen des Ostens und Westens in weite Ferne gerückt, sondern auch das lateinische und das mit Rom unierte Kirchenwesen im Orient aufs schwerste gefährdet. Wenn hingegen das Waffenglück für die Türken entschied, so war es klar, daß damit zwar das Schisma, das russische wie das nichtrussische, einen schweren, jedoch nicht vernichtenden Schlag erlitt, daß aber auch anderseits auf Grund vieler Erfahrungen der im Siegesrausch aufgestachelte Fanatismus der Mohammedaner an den Christen im Reiche blutige Rache nehmen würde, ohne daß die verbündeten Westmächte wirksamen Schutz gewähren könnten. Zudem sagte sich jeder katholische Politiker, daß für den Zaren die Entfaltung des christlichen Banners nur der Vorwand war, das Brecheisen in die locker gewordenen Fugen der Türkei zu treiben, und daß die Auflösung dieses Reiches oder auch nur seine Verdrängung von dem Boden Europas sofort den Streit um die Erbschaft zur lodernden Flamme entfachen würde, die die Welt in Brand setzen und vor allem das zunächst mit seinen Lebensinteressen beteiligte katholische Österreich in gefährlichster Weise ergreifen müßte. Auch in dieser politischen Beziehung konnte die Aussicht, das griechisch-russische Kreuz auf der Hagia Sophia aufgepflanzt zu erblicken, für den Katholizismus nichts Verlockendes haben.

Die Meinungen der deutschen Katholiken gingen anfangs in entgegengesetzter Richtung auseinander. Das führende Blatt, die „Deutsche Volkshalle“ in Köln, hatte sich, wie Braun in einem Leitartikel dieser Zeitung (Nr. 148 vom 2. Juli 1854) feststellte, im ersten Augen-

blick auf die russische Seite gestellt, was jedoch „den lautesten Widerspruch ihrer ultramontanen Leser weckte", der sich sogleich wieder legte, nachdem das Blatt einen anderen Ton angestimmt. Auch andere Zeitungen, wie das Westfälische Kirchenblatt, das Schlesische Kirchenblatt und die Wiener Katholische Kirchenzeitung standen im antirussischen Lager (ebd.). Gespannt blickte man nach Rom, wo endlich das offiziöse Organ des Vatikans, die Civiltà cattolica, das Wort ergriff. Ihre weitläufigen Erörterungen wurden sofort von der Deutschen Volkshalle (Nr. 135, 138, 139, 141—143) in Übersetzung wiedergegeben, um, wie die Schriftleitung erklärte, „in die Urteile der Katholiken die noch mangelnde Übereinstimmung zu bringen." Die römische Zeitschrift führte zwar die Verwicklungen auf die „Revolution" als die letzte Triebfeder zurück, weil die Türkei den Sammelplatz der Revolutionsmänner aus den verschiedensten Ländern abgab, die nach dem Mißlingen der Umsturzbewegungen von 1848 und den folgenden Jahren dorthin geflohen waren und nun die Hohe Pforte zum Kriege aufhetzten, sogar bewaffnete Legionen bildeten. Die Türkei im Bunde mit Demagogie und Anarchie — das konnte Pius IX., der das Wüten der Revolution an seinem eigenen Leibe erfahren hatte, nur mit tiefem Mißtrauen gegen die osmanische Regierung erfüllen. Aber ihr Gegner Rußland? Die lange Geschichte des Schismas, auf die die Civiltà zurückgriff, und der Zar als russisch-griechischer Gegenpapst, sie sprachen auch deutlich genug. Von beiden Seiten drohten der Kirche schwere Gefahren. Für die Stellungnahme der Kurie mußte den Ausschlag geben die Tatsache, daß die Westmächte mit den Türken verbündet waren, namentlich das katholische Frankreich, dieses Frankreich, das vor kurzem den Papst aus der Umklammerung der Revolution befreit und noch zu seinem Schutze Truppen in Rom stehen hatte, dieses Frankreich, das in den ersten Jahren Napoleons III. so kirchenfreundlich tat und dessen hoher Klerus den Krieg gegen die schismatischen Russen predigte. Der ältesten Tochter der Kirche zuliebe fand selbst ihr Bundesgenosse England in der Civiltà eine milde Beurteilung, obschon sein leitender Minister Palmerston, der „Lord Feuerbrand", bei allen Wühlereien gegen den Kirchenstaat seine Hände im Spiele gehabt hatte. Die Jesuiten der Zeitschrift konnten nicht umhin zuzugeben, daß bei den Westmächten auch Leidenschaften und Ziele am Werke sein möchten, die „nichts weniger als katholisch" seien. Aber können sie nicht einer „providentiellen Fügung" dienen? Sie scheinen eine vom Himmel anvertraute Sendung zu haben. Es

steht jetzt „christliche Freiheit gegen schismatischen Despotismus"; auf ihrer Seite ist der gute Geist und das Recht.

Das diplomatische Gewundensein dieser Artikel, wie auch die bisherige Zurückhaltung des Heiligen Stuhles, die beide sich wohl verstehen lassen, dienen zur Beleuchtung der schwierigen Lage, in der sich die katholischen Sympathien und Antipathien befanden, machen es aber begreiflich, daß eine durchgreifende Klärung durch die römischen Offenbarungen nicht bewirkt wurde. Was auf einen Teil der deutschen Katholiken nicht ohne Eindruck blieb, war die Haltung der strengkonservativen Partei in Preußen, der unter der Leitung der gläubig gesinnten Gebrüder Gerlach stehenden sog. Kamarilla, mit deren Prinzipien der konservative Katholizismus religiös und politisch Berührungspunkte hatte. Ihr publizistisches Organ, die Kreuzzeitung, war Feuer und Flamme für Rußland, und an die Kreuzzeitung hatten in dieser wie in anderen Fragen der allgemeinen Politik die Deutsche Volkshalle und hinter ihr stehende Kreise sich angelehnt. Der Umstand, daß die von Bethmann Hollweg geführte gemäßigt liberale Partei und mit ihr die Mehrheit des Abgeordnetenhauses einer russenfeindlichen Richtung folgte, war nicht geeignet, stark nach rechts sich neigende Katholiken auf die Seite der Türkei und ihrer Verbündeten zu locken. Den Altkonservativen galt Rußland als der Hort der Ordnung und Legitimität in Europa, das osmanische Reich als der Herrschaft der Revolution verfallen. Noch in der Luft der Heiligen Allianz von 1815 atmend, sahen sie ihr Ideal in der auf der Grundlage des christlichen Glaubens beruhenden Einigkeit der Fürsten und Völker, weshalb sie auch den religiösen Beweggrund Kreuz gegen den Halbmond hervorkehrten und durch diesen gerade auch auf die Katholiken einzuwirken suchten. Nicht zu übersehen ist, daß auch der Gedanke mitspielte, eine Erstarkung Frankreichs durch den orientalischen Krieg werde eine wachsende Bedrohung der deutschen Westgrenze bedeuten, was für das katholische Rheinland stark ins Gewicht fallen mußte. In Österreich war man ebenfalls hinsichtlich der Beurteilung der Dinge nicht einig. Die Hocharistokratie und die zu ihr zählenden Staatsmänner waren von der Vorstellung beherrscht, daß Rußland der Retter vor dem Umsturz und der Vertreter des Christentums sei, und sie lebten in der Erinnerung daran, daß russische Truppen geholfen hatten die Aufstände der ungarischen Revolutionspartei niederzuschlagen, und daß die Überreste des Revolutionsheeres noch auf dem Boden der Türkei sich befanden und von hier aus der Monarchie der Habs-

burger gefährlich werden konnten. Österreich und Preußen beschlossen im Orientkriege neutral zu bleiben und gingen zu dem Zwecke am 20. April 1854 ein Defensivbündnis ein.

In dieser Lage, wo die äußere Politik eine dem Zar gewogene Richtung einschlug und im Innern die Stimmung der deutschen Katholiken unklar und schwankend war, griff Braun mit seiner Schrift ein: „Berliner Briefe über die Orientalische Frage" (1854; Vorwort vom Mai). Er streift die rein politische und völkerrechtliche Seite der Frage nur gelegentlich, jedoch so, daß er unumwunden Partei für die Pforte und ihre Verbündeten ergreift. Seine Aufgabe ist auf die kirchliche Seite beschränkt; er will „die Meinungen, die man bisher von dem christlich-religiösen und kirchenrechtlichen Standpunkte" zu Gunsten Rußlands vorgebracht hat, und die er für unrichtig hält, einer Prüfung unterziehen (Vorwort). Dies war um so mehr angezeigt, als unmittelbar vorher eine in entgegengesetzter Richtung sich bewegende Broschüre des österreichischen Diplomaten Grafen Ficquelmont mit dem Titel „Die religiöse Seite der orientalischen Frage" (1854; auch in französischer Übersetzung 1854) erschienen war. Der übrigens kenntnisreiche und mit französischem Esprit schreibende Verfasser bringt zu seinem Thema wenig Faßbares bei und konnte es auch nicht; denn Religion und Katholizismus erscheinen ihm noch in dem nachdämmernden Lichte aufklärerisch-josefinischer Toleranzideen und Kirchenpolitik. Seine Schrift ist mit ihren breit angelegten geschichts- und staatsphilosophischen Betrachtungen, die schließlich in eine stark verklauselte Erklärung zum Besten der russischen Stellungnahme auslaufen, interessanter für die Kenntnis des Geistes österreichischer Regierungsmänner von damals als für die Lösung des brennenden Problems unter den Katholiken. Braun ließ mit Recht die Schrift unbeachtet und ging geradeswegs auf sein Ziel los.

Seltsam berührt uns Heutige die Ernsthaftigkeit, mit der aus der Heiligen Schrift, dem Kirchenrechte und päpstlichen Erlassen gezeigt wird, daß eine politische Parteinahme für die „Ungläubigen" nicht verboten sei, und mit der umgekehrt der kanonistische Beweis geführt ist, man dürfe in dem jetzigen Falle sich nicht für die schismatischen Russen, wohl aber für die mohammedanischen Türken erklären (11—31). Aber Braun hatte Leute vor sich, die mit solchen Mitteln arbeiteten und sogar die große Strafbulle In coena Domini anriefen (19. 23f.); an Auktoritäten dieser Art sich anklammernd, behaupteten Protestanten und Katholiken, den Sympathien für die Osmanen und

ihre Bundesgenossen „liege religiöse Gleichgültigkeit, Gleichgültigkeit gegen das Christentum, Vorliebe gegen den Islam, rationalistische Flachheit, revolutionäre Tendenzen, Sympathien mit der französischen Revolution, die Begierde, die französischen Lehren von 1789 auch in Preußen und Deutschland eingeführt zu sehen, zu Grunde“ (9 f.). Dem stellt er als Gegenbild die russische Religionspolitik gegenüber. Sie hat durch Täuschung und Gewalt Protestanten und Millionen von Katholiken zum Abfall von ihrem Glauben gezwungen (32—36. 49 ff.), während die Türken duldsam sind (54). Wird sie nach der Eroberung der Türkei mit den dortigen Bekennern der römischen Kirche, mit unierten Griechen und unierten Armeniern anders verfahren? Ja wird der Zar dann nicht „seine Blicke nach Italien wenden, um dasselbe griechische Kreuz auf der Kuppel der Peterskirche aufzupflanzen?“ (32). Braun geht soweit, Rußland nicht allein für schismatisch, sondern wegen der Oberherrschaft seines Kaisers über die Kirche auch für häretisch zu erklären (36 f.). Aber auch das griechische Kirchenwesen überhaupt verdient keine Teilnahme; es ist ein abgehauener Ast, ohne Wissenschaft und Kunst und ohne Einfluß auf das Leben (47 ff.). Überdies gebietet der Grundsatz der Nächstenliebe dem christlichen Abendland zuerst an seine eigenen religiösen Interessen zu denken, die unter der Herrschaft der Osmanen besser aufgehoben sind als unter der des russischen Selbstherrschers (41 ff.). Im Vorbeigehen der staatlichen und nationalen Sicherstellung Europas gedenkend, zeichnet der Verfasser mit einigen Strichen die ständige, aber hinterhältige Angriffsstellung Rußlands gegen alle, besonders gegen Preußen, und geht dabei auf das in seiner Echtheit allerdings umstrittene Testament Peters d. Gr. und dessen macchiavellistischen Grundzug zurück (56 f. 66. 68). „Das 29. Kapitel im 3. Buche der Discorsi des Macchiavell,“ bemerkt er, „ist überschrieben: Che gli peccati dei popoli nascono dai principi. Ich wünschte, es ließe sich wie so manches andere, so auch dieses Kapitel aus den Werken des Macchiavell herausreißen; aber noch wichtiger wäre es, wenn sich die Blätter aus der Geschichte herausreißen ließen, auf welchen die Belege für diesen Satz enthalten sind“ (64).

Im Gegensatz zur russischen Politik findet Braun warme und zugleich weitschauende Worte für die Sendung Österreichs. Er schreibt: „Es sind nur wenige Jahre her, daß man Österreich auf die Mission nach Osten hin hat beschränken wollen, daß man ihm die Aufgabe stellte, die Kultur des Abendlandes in den halb oder ganz barbarischen Ländern des Ostens auszubreiten. Die Mission Österreichs ist eine

andere, sie ist zugleich eine alte und eine neue. Das Schwert Mohammeds und seine heilige Fahne sind in andere Hände übergegangen. Mohammed droht Deutschland, droht der Christenheit keine Gefahr mehr, die Gefahren Deutschlands sind andere, sind größere geworden, seit man das griechische Kreuz auf die Eroberungsfahne des falschen Propheten gesetzt. Österreich hat von neuem die alte Sendung bekommen, dem Feinde Deutschlands gegenüber die Vormauer deutscher Freiheit und Selbständigkeit zu sein. Fährt Rußland fort seine Macht an der nördlichen und östlichen Grenze des Kaiserstaates auszubreiten, das Protektorat über die halbbarbarischen Nachbarvölker der österreichischen Monarchie zu erlangen und über dieselben wie über Vasallen zu verfügen; gelingt es Rußland, die Alleinherrschaft auf dem Schwarzen Meere zu erobern, die Mündungen der Donau in seinen ausschließlichen Besitz zu bekommen und eine Lebensader des österreichischen, des deutschen Verkehrs zu unterbinden, dann ist es in die Macht des Zaren gestellt, den rechten Augenblick zu erspähen, um Österreich zu erdrücken und seine Armeen einen Schritt weiter zu führen, als Suleiman die seinigen geführt hat" (66f.).

Der ewigen Predigt der deutschen Parteigänger Rußlands, dieses Reich sei die „Zuflucht und Stütze der Legitimität und Souveränität, der Hammer und Donnerkeil der Revolution", und wenn es unterliege und sein Einfluß auf Deutschland abgeschnitten sei, werde es „Frankreich und der Revolution leicht gemacht, sich Deutschland zu unterwerfen", hält unser Verfasser die lautredenden Tatsachen der Geschichte vor (58—63). Rußland hat gegen die Türkei das Recht gebrochen, indem es über deren Untertanen ein Protektorat sich anmaßte, das nicht nur religiöse, sondern wegen der tatsächlichen Stellung des griechischen Klerus dort und wegen der imperatorischen Gewalt des russischen Kaisers über alles Kirchliche auch eine ausgesprochen politische Bedeutung hat, und hat ferner das Recht gebrochen, indem es in türkische Provinzen einfiel. Die Regentengeschichte Rußlands ist eine Kette von Freveln am Prinzip der Legitimität. Rußland hat rücksichtlich Polens, Finnlands, Esthlands, Livlands, Kurlands, Georgiens, der Kosaken heilige Verträge mit Füßen getreten. Russische Politik begünstigt die Revolution in fremden Reichen, im Innern des eigenen Landes ist sie durch ihren Cäsaropapismus unkonservativ und zerstörend. Man sagt, Rußland habe wegen seiner Hilfe in den Freiheitskriegen und gegen das aufständische Ungarn Anspruch auf den Dank des deutschen und österreichischen Volkes. Aber Dank-

barkeit darf nie zur Unterstützung des Unrechtes und zur Schädigung der eigenen Interessen dienen (65ff.). Sonderbar und nicht von großer historischer Voraussicht zeugend ist Brauns Schlußbetrachtung. Er will zugeben, daß die Herrschaft des Sultans und der Islam dem Untergange geweiht seien, meint jedoch, durch den Einfluß der christlichen Mächte bei der Erhaltung des Reiches werde die türkische Regierung den Missionaren freie Bahn gewähren und das Christentum dort vielleicht zum Siege gelangen (72ff.).

Was die Verfechter Rußlands zu seiner Schrift zu sagen wußten, vermag ich nicht festzustellen; auf der Gegenseite scheint sie Anklang gefunden zu haben. Eine lange Besprechung in der Deutschen Volkshalle (Zugabe 1854 Nr. 213) ist voll Anerkennung und rühmt: „Es gibt keine zu Gunsten der russischen Politik in Journalen und Privatunterredungen wiederkehrende Behauptung, die nicht in den Briefen zureichend gewürdigt wäre." Braun setzte den Kampf in Leitartikeln desselben Blattes fort. Mit völkerrechtlichen Gründen hielt er scharfe Abrechnung mit der russenfreundlichen „Triester Zeitung" (Nr. 134) und billigte, daß Griechenland, das Miene machte sich auf die Seite des nordischen Protektors zu schlagen, von Frankreich und England mit bewaffneter Faust zur Neutralität gezwungen wurde. Denn dieses Königreich als ein Bollwerk gegen Rußland sei ein schöner Gedanke, aber keine Möglichkeit. „Man beruft sich," sagt er, „auf religiöse Sympathien. Religiöse Sympathien der schismatischen Griechen zu den römisch-katholischen Christen?" „Freilich hat Deutschland für das werdende Griechenland geschwärmt, das deutsche Volk und die deutschen Fürsten haben Opfer gebracht, um Griechenland groß zu ziehen, aber man liebt nur einmal — Griechenland hat die Sympathien der Deutschen mit zu fester Faust angefacht" (Nr. 137). Ein dialektisch glänzend geschriebener Artikel wendet sich gegen den Versuch der Kreuzzeitung mit Bangemachen vor der Revolution bei den Katholiken russische Geschäfte zu besorgen (Nr. 148 und 155). Mit wirksamem Spott hält er ihr vor: „Ich weiß nicht, wem ursprünglich das Verdienst gebührt, alle Gegner Rußlands von Voltaire'schen Ideen inspiriert auszugeben; das Mittel zu verdächtigen, ist nicht übel, aber es ist doch diesmal gar zu schlecht erfunden" (Nr. 148). Zu früh stimmte er ein Triumphlied an, nachdem die Türken einige Erfolge errungen und die russischen Truppen sich von der Donau zurückgezogen hatten und bevor noch in der Krim eine Entscheidung durch die Verbündeten gefallen war: „Der kranke Mann allein hat seine kranken Arme ge-

rührt und der nordische Koloß ist geflohen"; sein Zauber, der „Europa schreckte und von dem Europa sich schrecken ließ, ist geschwunden", aber noch darf kein Friede geschlossen werden, der nur ein halber Friede sein würde. Auch war sein Jubel verfrüht: „Die Einigkeit zwischen England und Frankreich ist ein historisches Phänomen, und der engere oder losere Anschluß der deutschen Großmächte an sie, ist eine Erscheinung fast ebenso seltener Art" (Nr. 150 „Der Friede").

Bei seiner Stellungnahme zu den orientalischen Verwicklungen kreisen seine Gedanken und Besorgnisse immer um das Wohl und die Zukunft des eigenen Vaterlandes. „Eben darum handelt es sich ja," betont er, „daß Deutschland sich seiner Kraft bewußt werde, daß es seine Stellung in einer Katastrophe, deren Verlauf unabsehbar, deren Folgen unberechenbar sind, einnehme, damit es seine Selbständigkeit, seine Integrität, seine Ehre, seine Weltstellung behaupte gegen Rechts und Links, gegen Nord und West" (Nr. 134). Indem er nochmals dem nicht verstummenden Gerede, ein Zusammengehen christlicher Fürsten und Völker mit den Bekennern des Islams sei „ein Verrat am Christentum, eine Sünde gegen den Heiligen Geist," mit der Erinnerung an Papst Leo X. begegnet, der einst zu einem Bündnisse mit dem Schah von Persien gegen die Türken geraten und dabei die Zustimmung Franz' I. von Frankreich und des Kaisers Maximilian I. gefunden habe, fragt er: „Wird Deutschland die gegenwärtige Krisis glücklicher bestehen?" Oder „wird es den Ausspruch, den man dem berühmtesten Gelehrten unserer Zeit in den Mund gelegt, zur Wahrheit machen: Wenn der Kaiser von Rußland die Türkei einen kranken Mann geheißen, so müßte Deutschland ein krankes altes Weib genannt werden?" Indes heute, so lautet die schmerzliche Feststellung, wird wiederum Verwirrung gesäet, um den Blick zu trüben und den Arm nach einer Seite hinzulenken, wo weder das Recht noch der Vorteil des deutschen Vaterlandes, sondern nur Schaden und Erniedrigung steht" (Nr. 239 „Bündnisse katholischer Fürsten mit Ungläubigen"). Ein Leitartikel „Deutschlands Aufgabe in der orientalischen Verwicklung" (Nr. 240) macht sich die Ausführungen einer unter diesem Titel erschienenen Schrift von einem ehemaligen deutschen Minister zu eigen, der ein Programm für die äußere und innere Politik Deutschlands entwirft. Dieser Staatsmann fordert unter anderem ein entschiedenes Zusammengehen mit den Westmächten, Öffnung der Dardanellen und des Schwarzen Meeres auch für Deutschland, kulturelle Hebung der Balkanländer, freie Schiffahrt auf der Donau, ein gesamteuropäisches Protektorat

über die Donaufürstentümer unter der Exekutive Österreichs, Kräftigung des deutschen Bundes zur einheitlichen Entfaltung der deutschen Macht, in den einzelnen Staaten starke Regierungen und volle Verwirklichung der Verfassungen. Braun hält jedoch im Gegensatze zu seinem Gewährsmanne eine Neugeburt des Orientes durch die griechische Kirche nicht für möglich, wofür er sich auf deren Geschichte beruft, und glaubt ferner nicht an eine friedliche Erreichung der beiden Forderungen bezüglich der Dardanellen und des Schwarzen Meeres. Aus diesem Grunde hätte er ein kriegerisches Einschreiten Deutschlands mit den Großmächten gegen Rußland gewünscht. Tief bedauert er darum die Uneinigkeit im Deutschen Bunde, wie er schon vorher die Konferenz der Mittelstaaten in Bamberg verurteilt hatte (Nr. 140), die da glaubten, durch den Defensivvertrag Preußens und Österreichs sei das Bundesrecht verletzt, was Braun mit staatsrechtlichen Gründen widerlegt. Die Bamberger, so führt er weiter aus, hätten nur das Unvermögen bewiesen, Rußland und den Westmächten in den Arm zu fallen und hätten nur wieder „ein Stück althergebrachter deutscher Uneinigkeit" zutage gefördert.

Mit Aufmerksamkeit verfolgte der politische Polemiker die Broschürenliteratur jener erregten Tage. Schneidend scharf ist die Zurückweisung (Nr. 244 „Ab uno disce omnes") einer allem Anscheine nach von einem protestantischen Geistlichen herrührenden Schrift, die trotz ihres Titels[1]) wieder versuchte mit religiösen und antirevolutionären Erwägungen für Rußland zu werben, und die Braun als einen „ebenso verwegenen als offenen Ausfall" auf Andersdenkende charakterisiert. Zwei in derselben Richtung sich bewegende Veröffentlichungen „Die englisch-französische Politik in der orientalischen Frage" und „Das Recht Rußlands in der orientalischen Frage" wurden mit überlegener Ironie abgefertigt und der letzteren weitläufige staatstheoretische Erörterungen über Volk und Regierung entgegengestellt (Nr. 253 „Das Recht Rußlands in der orientalischen Frage" und Nr. 255 „Die Neutralität"). Dagegen war ihm aus der Seele geschrieben die Denkschrift, die der preußische Feldmarschall von dem Knesebeck bei Gelegenheit des Wiener Kongresses verfaßt hatte[2]). Hier war

[1]) G. L. W. Funke, Österreichs welthistorische Mission in seiner Herrschaft über die mittleren Donauländer und als Träger der christlich-germanischen Bildung nach dem Morgenlande². 1854.

[2]) Denkschrift betreffend die Gleichgewichtslage Europas (1854), schon vorher bei Pertz, Leben des Ministers Frhrn. vom Stein 4 [1851] 640—654 gedruckt.

auf die von Rußland drohenden Gefahren hingewiesen und enger Zusammenschluß von Österreich, Preußen und dem übrigen Deutschland, die den politischen Schwerpunkt des ganzen Weltteiles bilden müßten, und ein Anlehnen an England befürwortet, damit die nordische Macht nie mit Frankreich gemeinsame Sache machen könne. Aber nach den Freiheitskriegen hatte man sich, wie Braun bitter gesteht, „aus Furcht vor dem bezwungenen Löwen den Umarmungen des Bären hingegeben, der hier mit der rohen Gewalt seiner Spezies die Schlauheit des Fuchses paarte“ (Nr. 289 und 294). Er webte in der politischen Empfindung — Erkenntnis kann man es nicht nennen — der längst verklungenen und nie Wirklichkeit gewesenen Idee der Heiligen Allianz, „keine andere Regel befolgen zu wollen, als die Vorschriften dieser heiligen [christlichen] Religion, diese Vorschriften der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens,“ wie Braun sie umschreibt (Nr. 140). Aber auch die reale Geschichte war der Nährboden seiner politischen Anschauungen. So schilderte der schön und klar geschriebene Leitartikel „Die Türkei in ihren Beziehungen zu den christlichen Mächten“ (Nr. 176) mit antirussischer Spitze den Kampf der „werdenden [Rußland] mit der untergehenden [Islam] Weltmacht“ und die Stellung Englands und Frankreichs zur Pforte seit der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Der Fall von Sewastopol setzte dieser Publizistik Brauns ein Ende. Fortan hielt die innere Politik in Preußen seine ganze öffentliche Tätigkeit gefesselt. Dazu führte ihn sein parlamentarischer Beruf, an dem Frankfurt dauernden, im Pflichtgefühl wurzelnden Geschmack in ihm geweckt hatte. Daß er dem Erfurter Reichstage angehörte, ist bereits erwähnt worden (oben S. 505). Zu gleicher Zeit brachte ihn eine einstimmig[1]) erfolgende Nachwahl im Wahlbezirke Mayen-Ahrweiler am 8. Januar 1850 in die preußische Erste Kammer. In dieser ist er jedoch in keiner Weise hervorgetreten und ist auch nicht lange ihr Mitglied gewesen[2]). Die geringe Bedeutung, die dieses Oberhaus für den Entwicklungsgang des politischen Lebens hatte, ließ ihn ein

[1]) Braun an seinen Neffen Peter Braun 13. 1. 1850 (Sammlung Braun). Die Wahl verdankt er wohl dem Einflusse des Andernacher Pfarrers Rosenbaum, seines alten hermesianischen Freundes. Die Einstimmigkeit kam allerdings dadurch zustande, daß nur 4 Wahlmänner erschienen waren, wie das amtliche Schreiben des Wahlkommissars angibt.

[2]) Er trat 19. Januar 1850 in die Kammer ein (Sitzungsprotokolle der Ersten Kammer 3, 1093). Das Namenverzeichnis von 1851 führt ihn nicht mehr auf (Sammlung sämtl. Drucksachen... 2. Legislatur-, 2. Sitzungsperiode Bd. 1 Nr. 11).

Mandat für die Zweite Kammer suchen[1]). Der Wahlkreis Mülheim-Wipperfürth-Gummersbach übertrug es ihm 1852[2]). Von 1855 bis Anfang 1862 vertrat er Bonn-Rheinbach[3]). Obgleich er, wie wir gesehen (oben S. 508), durchaus kein grundsätzlicher Gegner einer katholischen Parteibildung war und so entschieden wie nur einer mit seinen politischen Ideen auf dem Boden seiner religiösen Weltanschauung stand, trat er doch der „katholischen Fraktion", die sich 1852 bildete und sich bis in die sechziger Jahre erhielt, nicht bei. Der

[1]) Der „katholische Kreisverein" im Wahlkreise Ahaus-Steinfurt-Tecklenburg bot ihm bei einer Nachwahl für die 2. Kammer an Stelle des Prof. Ritter, der abgelehnt hatte, ein Mandat an, weil man einen Mann wünsche, „dem das Interesse für unsere heilige Kirche gegenüber dem Treiben einer zügellosen Bürokratie warm am Herzen liege" (Ober-Gerichtsassessor Ziegler an Braun 16. 6. 1850). Braun (an denselben, Bonn 20. 6. 1850) erklärte sich dazu bereit und bemerkte: „Ich habe mehrseitige Anfragen, ob ich geneigt sei, ein Mandat für die Berliner Kammern anzunehmen, früher ablehnend beantwortet. Die gewissenhafte Pflichterfüllung und die Unannehmlichkeiten mannigfacher Art, welche sich an das Mandat eines Volksvertreters knüpfen, welcher nichts als die Sache sucht, rechtfertigen solche Schritte vor allem denen, welche das Leben in den Kammern aus eigener Erfahrung kennen. Unterdessen aber sind andere Verhältnisse eingetreten. Wenn man früher fürchten mußte, man werde von der linken Seite her den Staatswagen umwerfen, ist die Gefahr plötzlich auf die rechte Seite gesprungen. Unter solchen Umständen halte ich es für meine Pflicht, soviel an mir ist, zur Aufrechterhaltung des Rechtes und der Sache der Ordnung wie nach unten so auch nach oben hin mitzuwirken . . . Ich werde mich bemühen die Interessen der katholischen Kirche, des Rechtes und der vernünftigen Freiheit überall klar zu erkennen und denselben ohne alle menschlichen Rücksichten, soviel an mir ist, Geltung und gesetzliche Gewähr zu verschaffen."

[2]) Auch in seinem alten Wahlkreise Düren-Jülich war er gewählt worden, ferner im Wahlkreise Erkelenz-Heinsberg-Geilenkirchen, und zwar mit „glänzender Majorität sofort im ersten Wahlgange", während der zweite Abgeordnete, Landgerichtsrat de Syo, erst bei der dritten Abstimmung durchdrang (Weber an Braun, Heinsberg 3. 11. 1852).

[3]) Ebenso ward ihm aus dem Wahlkreise Schleiden-Montjoie-Malmedy 1855 ein Mandat angeboten mit der Versicherung, daß er „mit bedeutender Stimmenmajorität" (Landrat Graf Beissel an Braun, Schleiden 9. 10. 1855), ja „fast einstimmig gewählt werden würde" (Pfarrer Nelles an ihn, Zingsheim 1. 10. 1855). In Bonn-Rheinbach wurde er 1858 gegen eine Minderheit von nur 5 und 1861 mit einer Mehrheit von „wenigstens 30 Stimmen" gewählt (Bemerkungen von Achterfeldt im Nachlaß). Braun bemerkt in einem nur handschriftlich (im Nachlasse) erhaltenen politischen Vortrage von 1862 (vgl. unten 557 A. 1) zur Wahl i. J. 1858, man habe ihn „der entschiedensten Reaktion entgegengestellt, die damals von dem Oberpräsidenten der Provinz Kleist-Retzow überhaupt und ganz besonders gegen ihn ausgeübt wurde." Selbst der alte Arndt habe als Wahlmann ihm „seine Stimme fröhlich" gegeben.

ausgeprägte Unabhängigkeitssinn, der ihn schon in Frankfurt allein seinen Weg gehen hieß, und die idealistische Auffassung von der Pflicht eines Volksvertreters, in seinen Entschließungen vollkommen frei zu bleiben, dürften ihn zurückgehalten haben. Übrigens verharrten auch fünf andere katholische Abgeordneten aus dem Rheinlande in dieser Sonderstellung[1]), darunter der Kanonikus Lensing von Emmerich und der Obertribunalrat Blömer, letzterer allerdings aus prinzipieller Verwerfung einer Fraktion auf konfessioneller Grundlage (s. oben S. 508 A. 2). Aber während dieser oft in seinen Abstimmungen sich von den Glaubensgenossen trennte, scheint Braun in allen wichtigeren Fragen sich denselben angeschlossen zu haben. Den Waldbott'schen Antrag auf Aufhebung der kirchenfeindlichen Erlasse des Ministers v. Raumer, womit die Katholiken ihre parlamentarische Aktion begannen, unter-

[1]) K. Bachem, Joseph Bachem (1912) 2, 314. Vielleicht ist für Braun auch bestimmend gewesen die Rücksicht auf die im Wahlkreise Mülheim-Wipperfürth-Gummersbach vorhandene starke protestantische Minderheit der Bevölkerung und später die Rücksicht auf die liberal-protestantische Partei in Bonn, die ihm auch 1862 das Mandat entwand. Daß nicht etwa der Hermesianismus mitgespielt hat, dagegen spricht die Tatsache, daß Hermesianer, wie der Dechant Biunde von Saarburg, Kanonikus Gau von Aachen und Stadtarchivar Ennen von Köln der katholischen Fraktion angehörten. Braun hat sich dadurch, daß er nicht als spezifisch katholischer Abgeordneter auftrat, auch vor den maßlosen und hetzerischen Kritiken bewahrt, in denen ein Teil der Katholiken sich gegen ihre Vertreter gefiel. Selbst ein Ferdinand Walter hat dies i. J. 1849 erfahren müssen, als er in der Ersten Kammer sich nicht in allen Punkten mit der Denkschrift des preußischen Episkopates gegen die neue Verfassung Preußens einverstanden erklärte. Im „Katholik" (1849 Nr. 136) stand zu lesen: Walter „hat seinen alten Ruf als eifriger Anhänger der katholischen Sache in der Ersten Kammer gänzlich eingebüßt. Der ganz unwürdige Tadel, welchen er in der Ersten Kammer (wo wir nicht irren, in der 50. Sitzung) über die Haltung der Katholiken in Rheinland und Westfalen und über die Denkschrift der Bischöfe aussprach und wodurch er gleichsam die bekannte Erklärung des Ministers Ladenberg [vgl. Pfülf 1, 682 f.] hervorrief, hat hier [in Bonn] allgemeine Mißbilligung, ja Entrüstung gefunden". Es wird ihm ein „den katholischen Namen beschimpfendes Verhalten" vorgeworfen und er wird beschuldigt, „öffentlich den Lehr- und Zuchtmeister seines Bischofs gemacht" zu haben. Nicht undeutlich ergeht die Aufforderung, sein Mandat niederzulegen („Ob und wie ein solches Benehmen wieder gut zu machen, wird die nächste Zukunft schon lehren!"), und bald darauf jammert der „Katholik" (Nr. 140), Walter sei nicht zurückgetreten, suche vielmehr sein Vorgehen „dadurch zu bemänteln, daß er die bischöfliche Denkschrift als zu voreilig und als der guten Sache nur hinderlich bezeichnet, indem die ‚übertriebenen Forderungen' [der Bischöfe] auf ministerieller Seite dieses Gegenteilige hervorgerufen". Zur Strafe war Walter in den Vorstand des Borromäusvereins nicht wieder gewählt worden (Katholik 1849 S. 544).

zeichnete auch er (Bachem 2, 207). Während seiner ganzen Laufbahn im Abgeordnetenhause galt er denn auch als zu ihnen gehörig[1]). Was seine Haltung in rein politischen Dingen betrifft, so war diese durch die in Preußen 1851 einsetzende Reaktion unter dem Ministerium Manteuffel bestimmt, die darauf ausging nach allen Richtungen die 1848 errungenen Freiheiten stark einzuschränken, ja an eine Beseitigung der Verfassung durch einen Staatsstreich dachte. Wie Braun früher sich gegen den Umsturz von unten am Kampfe beteiligt hatte, so jetzt gegen den von oben. Er hielt fest an der Verfassung und vertrat die Sache des Rechtes und der Ordnung (s. oben S. 543 A. 1) nach seiner von Fall zu Fall gebildeten freien Überzeugung, ohne sich an das Kredo einer Partei zu binden.

Anfangs entwickelte er im Abgeordnetenhause trotz seiner parlamentarischen Vereinzelung eine frische Initiative, durch einen Antrag, Staatsmittel für die Hebung der Bodenkultur in der Eifel zu bewilligen. Dieser von jeher arme und unter der preußischen Herrschaft im Gegensatz zur napoleonischen Zeit arg vernachlässigte Landstrich befand sich infolge der Mißjahre und der massenhaften Auswanderung in einem höchst bedenklichen Notstande. Braun, der Sohn der Eifel, stellte am 14. März 1853 gemeinsam mit dem Gutsbesitzer Hölzer[2]) und dem Minister von Auerswald, dem ehemaligen Oberpräsidenten der Rheinprovinz, seinen Antrag, der die Unterstützung von 65 anderen Abgeordneten, darunter alle hervorragenden Katholiken, fand[3]). Der Bericht[4]), den er namens der Kommission erstattete, stach nicht nur durch seinen Umfang, sondern auch durch die Gründlichkeit der

[1]) F. Lauter, Preußens Volksvertretung (o. J.) 23 bezeichnet Braun, wie die Mitglieder der kath. Fraktion, einfach als „katholisch" und später mit der von jener angenommenen Namensänderung als „Zentrum". Soviel wir wissen, ist Braun auch aus seinen katholischen Wahlkreisen nie ein Vorhalt wegen seiner Sonderstellung gemacht worden, wie es bei Blömer der Fall war (s. dessen oben S. 508 A. 2 genannte Schrift).

[2]) Hölzer in einem Briefe (an seinen Vetter, Daun 27. 11. 1861), der die Wiederwahl Brauns in Bonn dringend empfahl, bemerkt zwar, daß keinem von ihnen beiden „das Verdienst der Initiative ausschließlich zu vindizieren" sei, da sie beide „dieselbe Absicht und denselben Plan" hatten, allein Braun kam doch der Hauptanteil zu, da sein Name an der Spitze steht, von ihm die Fassung und die Begründung (wie das Ms. in seinem Nachlasse beweist) herrührt und er der Berichterstatter der Kommission war.

[3]) Sammlung der sämtl. Drucksachen der 2. Kammer aus der 1. Session der 3. Legislaturperiode (1853) Bd. 4 Nr. 193.

[4]) Ebd. Bd. 6 Nr. 296 (22 Quartseiten vom 28. 4. 1853).

Behandlung und die Eleganz der Form hervor. Er hatte es sich, wie man aus seinem Briefwechsel sieht, Mühe kosten lassen, sowohl durch eigene literarische Studien als auch durch Befragung von hervorragenden Kennern des Landes, hohen Staatsbeamten und Geistlichen erschöpfende Aufklärungen zusammenzubringen. Die Arbeit liest sich fast wie eine gelehrte Abhandlung. Außer einer sorgfältigen Darlegung aller in Betracht kommenden volkswirtschaftlichen Verhältnisse und deren Ursachen findet man eine geographische und geologische Charakteristik der Eifel und einen kultur- und rechtsgeschichtlichen Überblick über ihre Entwicklung von der Zeit der Römerherrschaft an. Dieser Bericht trug „jedenfalls viel dazu bei, daß eine ziemlich große Majorität in der Kammer für den Antrag stimmte" (Hölzer s. oben S. 545 A. 2). Braun war stolz auf den Erfolg und auch auf seinen Bericht. Einem (nicht genannten) Freunde schrieb er (o. D.): „Die Annahme des Antrages ist um so bezeichnender, da Herr v. Vincke von der Linken und Keller von der größten Fraktion der Rechten . . . gegen den Antrag gesprochen haben. Der Bericht, den ich geschrieben, hat eine überaus günstige Aufnahme gefunden, und man schreibt es diesem wesentlich mit zu, daß der Antrag noch auf die Tagesordnung gekommen, während viele andere Punkte unerledigt liegen bleiben. Der Präsident Graf Schwerin erklärte mir, der Bericht sei ein Prachtstück, so ein Bericht sei noch nicht in der Kammer vorgekommen. Ich glaube, daß wenigstens die Hälfte der Versammlung mir Komplimente über den Bericht gemacht haben und mich versichert haben, es sei der beste, der ihnen noch vorgekommen." Als die Regierung sich nur dazu verstehen wollte, die ganz unzureichende Summe von jährlich 1500 Tlr. in den Staatshaushalt einzustellen, griff Braun zu dem Mittel einer Immediateingabe an den König (25. 4. 1854), die von 50 Abgeordneten verschiedener Parteien mit unterzeichnet war. Er erreichte, daß nun 10000 Tlr. für eine Reihe von Jahren bewilligt wurden, wodurch weite Strecken Öd- und Heidelandes in Wiesen oder Äcker verwandelt und abgeholzte Höhen neu aufgeforstet werden konnten.

Zu gleicher Zeit beschäftigte ihn die Absicht, einen für die Geschichtsforschung sehr wichtigen Antrag einzubringen. Der preußische Staat war in der Ermöglichung und Unterstützung von Urkundensammlungen und in der Organisation seiner Archive für wissenschaftliche Arbeiten hinter ausländischen Regierungen und auch hinter Österreich und namentlich Baiern weit zurückgeblieben. Braun bat den Professor

Cornelius um Aufschlüsse und Winke in Bezug auf diese Verhältnisse, der ihm lebhaft Glück zu seinem Antrage wünschte und meinte: „Geht es gut, so wird er Epoche machen in der deutschen Historiographie, und man wird nicht vergessen bei künftigen Germanistenversammlungen Ihre Gesundheit ganz besonders zu bedenken. Aber auch im ungünstigen Falle: das Wort, das Sie sprechen werden, wird nicht verloren sein." Er fügte hinzu: „Nebenbei bemerkt, ist das Fehlen aller katholischen Mitarbeiter bei den Monumenta Germaniae ein Gegenstand, der zur Berührung bei dem Paritätsstreit sich wohl eignet" (Cornelius an Braun, Breslau 16. 3. 1853). Der Antrag liegt ausgearbeitet und mit eingehender Begründung versehen vor und lautet: „Der Erwägung der Staatsregierung anheimzugeben, ob nicht im Interesse der Wissenschaft und der vaterländischen Geschichte die Fortsetzung und Vollendung der für mehrere Provinzen bereits früher mit Unterstützung des Staates begonnenen Publikation der älteren Urkunden und sonstigen historisch interessanten Archivalien zu ermöglichen sei, und den Archiven, insonderheit dem Geheimen Staatsarchive, eine solche Einrichtung gegeben werden könne, wodurch eine ausgedehntere Benutzung dieser Institute für wissenschaftliche Zwecke herbeigeführt wird." Es ist nicht bekannt, welches das Schicksal dieses Antrages gewesen ist und ob er überhaupt wirklich gestellt wurde.

Nach diesen Anläufen zog sich Braun wieder auf die alte, seiner persönlichen Veranlagung mehr entsprechende parlamentarische Art zurück, bei den öffentlichen Verhandlungen den aufmerksamen Zuhörer zu machen, für die Abstimmungen sorgfältig sein Urteil zu überlegen und sonst nur in Kommissionen seine Arbeitskraft zu entfalten und persönlich unter den Abgeordneten politischen Einfluß zu üben (Köln. Blätter 1864 Nr. 4). Das Herrenhausmitglied Bauerband[1]) stellte ihm öffentlich das Zeugnis aus, daß er „bekanntlich gerade zu denjenigen zählt, welche von Anfang bis zu Ende der Session stets auf ihrem Platze sind, die niemals einen Urlaub genommen und sich nie der Abstimmung enthalten haben." In seltenem Maße genoß er die Anerkennung seiner Kollegen im Abgeordnetenhause. Einer derselben (Hölzer, s. oben S. 545 A. 2) schreibt, um für seine Wiederwahl zu wirken: „Ich muß bestätigen, daß Herr Braun während unseres neunjährigen Zusammenlebens in Berlin sowohl wegen seiner anerkannt

[1]) Offenes Schreiben an die Wahlmänner des Bonn-Rheinbacher Wahlkreises [1861] 10.

großen Gelehrsamkeit als auch bezüglich seines festen und gemessenen Charakters und seines ganzen Verhaltens überhaupt bei allen Parteien des Hauses in der allergrößten Achtung gestanden hat. Es kann deshalb seine Wiederwahl, die ohnehin wohl nicht zweifelhaft sein wird, nur dringend gewünscht werden, da er speziell in der Unterrichtskommission bei dem für die nächste Session in Aussicht stehenden Unterrichtsgesetze schwer zu ersetzen sein würde." So urteilte ein Mitglied der Linken.

Wegen seines persönlichen Ansehens konnte er sehr wirksam unter der Hand heikle Angelegenheiten fördern, die nicht auf die Rednerbühne des Parlamentes kamen. Die Bonner Zeitung (1861 Nr. 248) durfte, als es sich um seine Wiederwahl handelte, von ihm rühmen: „Um unsere, in jugendlicher Frische und Blüte sich erhaltende Hochschule . . . erwarb sich Herr Prof. Braun durch den Umstand ein unvergeßliches Verdienst, daß er seinen ganzen Einfluß in beiden Häusern des preußischen Landtages dahin verwandt hat, daß die Pharmazeuten ihre Prüfung in Bonn ablegen dürfen. In Bezug auf diese Angelegenheit hat Herr Braun ebensoviele Klugheit als unerschütterliche Ausdauer und Energie dargetan, wie diejenigen wissen und dankbar anerkennen, die mit dem Verlauf dieser Angelegenheit näher bekannt sind. Als die Petition um Abschaffung der deutschen Spielbanken von einer großen Anzahl unserer Mitbürger bei dem Hause der Abgeordneten eingebracht wurde, nahm sich der Abgeordnete von Bonn des Gegenstandes so tätig und sorgfältig an, daß auch in dieser Sache das unter den obwaltenden Umständen möglichst günstigste Resultat erlangt wurde." Die erstere Sache war besonders schwierig, weil dabei der Grundsatz der preußischen Verwaltung in Frage kam, überhaupt die letzten Staatsprüfungen möglichst in der Landeshauptstadt zu vereinigen. Zwei Anträge des akademischen Senates (1855 und 1859) auf Errichtung einer pharmazeutischen Prüfungskommission in Bonn und ebenso eine Eingabe von fast sämtlichen Apothekern Rheinlands und Westfalens (1855) waren wirkungslos geblieben. Braun erreichte das für die Universität nicht unwichtige Ziel, so daß Prof. Plücker sein Dankschreiben an ihn (11. 3. 1861) mit den Worten schließen konnte: „Also doch endlich, aber einzig und allein nur durch die Kammer, durch Sie."

Eine für die Stadt Bonn bedeutungsvolle Frage war die von der Regierung geplante Aufhebung des hier seit 1816 bestehenden Oberbergamtes, das dem Streben nach Zentralisation zum Opfer fallen

sollte. Die Universität verhielt sich dagegen auffallend gleichgültig, da der Senat eine auf die Erhaltung zielende Petition ablehnte. Die große Zahl der hierauf bezüglichen Papiere des Nachlasses, worunter sich eine Reihe von Briefen des Berghauptmanns von Dechen befindet, ist ein Beweis für den Eifer, mit dem sich der Abgeordnete der Sache annahm. Er arbeitete sich in den ihm fremden Gegenstand so ein, daß er in einem eigenen Schriftchen ihn verfechten konnte unter dem Titel „Die Oberbergämter und die Zentralisation" (1860). Ein Artikel der Düsseldorfer Zeitung (1860 Nr. 71), der nach von Dechens Angabe den Bonner Professor Nöggerath zum Verfasser hatte, charakterisiert die Broschüre in folgender Weise: „Die Schreibweise ist sehr eigentümlich, ausgestattet mit reichen Parallelen und Gleichnissen aus der Geschichte und dem allgemeinen Staatsleben, aber man darf mit Recht sagen, daß sie gut geschrieben sei. Ein Staatsmann vom Fache hat sie nicht verfaßt und ebensowenig ein Bergmann, sie scheint vielmehr der Ausfluß der Feder eines Gelehrten von allgemeiner tüchtiger Durchbildung zu sein. Ersparung, allgemeine Zweckmäßigkeit und Beschleunigung des Geschäftsganges waren die Leiter der Staatsregierung bei der Aufstellung ihres Reorganisationsprojektes. . . . Der Verfasser zeigt nicht bloß in verbalen Erörterungen, sondern auch in nachgewiesenen Zahlen"[1]) das Unhaltbare jener Gründe. Braun durfte sich eines ganzen Erfolges freuen.

Dauernder und stärker als solche Einzelprobleme beschäftigte ihn der allgemeine Gang der inneren Politik. Auf dem Höhepunkte der Reaktionszeit fühlte er sich zu einer öffentlichen Stellungnahme gedrungen in der Schrift „Die Kammern und das Land" (1855), die zugleich ein Weckruf für die bevorstehenden Wahlen sein sollte. Wer indes nach der Überschrift eine packend anschauliche Kennzeichnung der Lage, eine sprühende Verteidigungsrede für Verfassung und Volksfreiheit erwartet, fühlt sich enttäuscht, und die Aneiferung zur Wahl besteht in wehmütigen Betrachtungen über die Gleichgültigkeit der Deutschen für die kaum errungene repräsentative Staatsform und über die dem Germanen angeborene Passivität, der das Selbstgefühl

[1]) Schon diese Charakteristik verrät Braun als Verfasser der ohne Namen erschienenen Flugschrift, wofür auch der Verlag seines Neffen in Trier spricht; zudem bezeugt Dechen (an Braun, Berlin 14. 3. 1860) seine Auktorschaft, ebenso Bauerband (Offener Brief . . . 13), der bemerkt, Braun habe sie „beiden Häusern des Landtages überweisen" lassen. Des Schriftchens selbst konnte ich nicht habhaft werden.

und die politische Erziehung des Engländers entgegengehalten wird (59f. 82f. 90f.). Auch im übrigen bewegt sich die Schrift auf einsamer Höhe. Ein sonst sehr wohlwollender Beurteiler hat recht, wenn er bemerkt: „Wenn wir etwas an derselben aussetzen sollten, so wäre es etwa die allzu große Um- und Vorsicht, mit welcher der Verfasser zu Werke geht. Gar vieles läßt er bloß durchblicken und erraten, statt es handgreiflich vor's Auge zu stellen; die Gebrechen in den maßgebenden und maßnehmenden Regionen werden teilweise so schonend angedeutet, daß die Betreffenden leicht in ihren Illusionen zu verharren und das für sie Gesagte als an eine andere Adresse gerichtet ansehen möchten, zumal da ohnehin die Gefahr einer Selbsttäuschung hier so nahe liegt. Wir hätten beispielsweise gewünscht, daß Herr Braun seine parlamentarischen Wahrnehmungen schärfer individualisiert und spezialisiert uns mitgeteilt und den Wählern dadurch nützliche Fingerzeige gegeben hätte ... Für denjenigen, der einigermaßen zwischen den Zeilen zu lesen versteht und den öffentlichen Verhältnissen gefolgt ist, mag Herr Braun auch nach dieser Seite hin allerdings vollkommen genug sagen; allein wie viele verstehen ersteres und haben letzteres getan?“[1]) Dieser Mangel springt besonders in die Augen bei einem Vergleiche mit anderen gleichzeitig erschienenen politischen Schriften von katholischer Seite, die freilich einem engeren Gegenstande gewidmet sind[2]). Bei Braun mag der Grund für die abgeblaßte Zurückhaltung teilweise darin liegen, daß er weder dem Ansturm von unten noch der konservativen Vorsicht von oben ganz beipflichten konnte. Er war in der Politik immer der Mann der Mittelstraße und der Scheu, sich festzulegen, weshalb er es auch zu keiner hervorstechenden Rolle gebracht hat. Nicht aus Unklarheit oder Unsicherheit war er so, sondern aus Grundsatz. „Nur in der Bindung,“ sagte er (IV), „nur in dem Gleichgewichte sich fliehender Kräfte und Prinzipien kann das Heil gefunden werden ... Aber dieses wird nicht dadurch erreicht, daß man die Extreme vermittelt, daß man Schwarz und Weiß durcheinander reibt, daß man die Welt mit aschgrauen

[1]) Die katholische Zeitung „Deutschland“ (in Frankfurt) 1855 Beilage 24 vom 12. 9. Varnhagen von Ense (Tagebücher [1870] 12, 252) drückte sich stärker aus: „Eine Schrift, die wenig nützen wird. Mäßiger Freisinn, der zwischen Recht und Gewalt sich durchwinden möchte, mit vielem Aufwand geschichtlicher Beispiele. Sie wird niemanden warm machen, niemanden kalt. Laues Professorenwesen.“

[2]) [Otto] Die katholischen Interessen in den preuß. Kammern (1854) und Die Lage der Katholiken in Preußen (1855).

Figuren ohne Bewegung bevölkert, sondern daß man die Extreme, weil sie vom Bösen, niederwerfe, daß das unbedingte Fortschreiten und daß der unbedingte Stillstand in dem Mittelpunkte vereinigt und an denselben festgeschlossen werden."

Hinsichtlich der grundsätzlichen Auffassungen des Verfassers, die allerdings in der Wolkenferne des Allgemeinen schweben, ist die Schrift sehr lehrreich. Mit siegreicher Dialektik wendet er sich gegen die Reaktion und den falschen Konservativismus, der da das konstitutionelle System als eine „Tochter der Revolution" verwirft und eine „gesetzlich begrabene Leiche, gleichviel wie sie umgekommen, ob sie im Sturme gefallen oder ob sie in Altersschwäche verblichen ist," wieder erwecken zu können vermeint (14—19). Aber ebenso bestreitet er ein unbedingtes Recht zur Revolution, selbst unter den drückendsten Zuständen, als widersinnig und unchristlich (23—30). Vernunft und Religion gebieten, jede Staatsform, die sich einmal durchgesetzt hat und zu Recht besteht, als heilig zu achten. Nicht die Art der Verfassung macht das Glück eines Staates aus, sondern der Geist, in dem man sie ausführt (9f.). Das starre Legitimitätsprinzip erscheint ihm ebenso verwerflich wie die wilde Herrschaft des Umsturzes. „Hebt den Unterschied" zwischen dem absoluten und dem historisch bedingten Rechte auf, ergebt euch dem absoluten Rechte, der absoluten Freiheit, der absoluten Einheit, und ihr habt euch dem Atheismus und dem Teufel, der obersten Macht der Zerstörung und dem ewigen Prinzip der Verneinung ergeben" (10—12). In dem Festhalten an dem einmal tatsächlich Gewordenen glaubt er auf dem Boden de Maistres, Augustins und Kants zu stehen (29f.).

Auf die Lage in Preußen, man kann nicht sagen übergehend, nur anspielend, verurteilt er das Streben nach Einheit und Zentralisation. „Nicht die innere, die wahre, die lebendige Einheit ist es, die man sucht, sondern bloß äußere ohne ideellen Inhalt. Diese Einheit ist leer und darum vom Bösen und führt zum Bösen, weil sich die Lüge und Täuschung an die Stelle des lebendigen Inhaltes setzen" (32). Eine freie Gemeindeverfassung ist das erste Erfordernis eines lebenskräftigen Staates und eine Gewähr für eine echt konservative Gesinnung; sie muß die Grundlage bilden für eine wahre Volksvertretung (52—59). Ein zweites Erfordernis ist eine freie Presse (40—48). Braun hat eine, für die damalige Zeit verzeihliche, sehr idealistische Vorstellung von dem Werte und der Notwendigkeit der Zeitung. „Das Repräsentativsystem," schreibt er, „soll die Meinung des Landes

vertreten. Die Repräsentanten müssen daher in ungehemmtem Verkehre mit dem Lande stehen und dieses können sie nur durch die freie Presse. Die Presse muß das Haus der Abgeordneten, muß die Kammern mit frischer Luft durchströmen, muß sie vor Stagnation bewahren" (41). So macht er denn auch eine gläubige Verbeugung vor der öffentlichen Meinung. Sie „irrt nicht so leicht als der einzelne ..., ist nicht so unmittelbar den Einflüssen des Eigennutzes ausgesetzt wie das Privaturteil, und es hat die Vermutung für sich, daß die Intelligentesten und Besten des Volkes, die in allen Teilen eines Reiches zerstreut wohnen, sich nur in dem einigen werden, was recht und nützlich ist" (53). Jedoch ist er nicht blind gegen ihren Mißbrauch (42), weshalb er für den Leiter eines öffentlichen Blattes einen Befähigungsnachweis über ausreichende Bildung, wie für einen Arzt, in Vorschlag bringt, aber er bleibt dabei: „Die Presse ist für den Staat, was der Schornstein für das Haus, was der Schmerz für den Körper, was die Kritik für die Literatur ist" (46).

Die Grundidee dieses Politikers ist stark sozial, sozial bis zum Kosmopolitismus. Er macht sich den Satz zu eigen, der „aus einer großen Menschenseele entsprungen, den ein erleuchteter Geist verkündet hat", den Satz: Je préfère ma famille à moi, ma patrie à ma famille et le genre humain à ma patrie (8). Dennoch erklärt er sich gegen die neue Fassung des Staates als eines Wohlfahrtstaates und will an der altliberalen Anschauung, daß der Staat der Realisierung der Rechtsidee zu dienen hat, festhalten (33 vgl. oben S. 507). Sein Grund zeugt von Scharfblick, der zugleich eine Vorausahnung heutiger Dinge war. „Da die allgemeine Wohlfahrt sowohl eine geistige als eine leibliche Seite hat, so war die Kirche durch diese einfache Begriffserweiterung ihrer Existenz beraubt, die Religion bedurfte ihrer nicht mehr, sie vereinigte sich mit dem Staate, der von nun an alles umfassend und allmächtig war ... Indem der Staat die Pflicht übernommen hatte, für die Sicherung der allgemeinen Wohlfahrt zu sorgen, hatte er das Recht auf Arbeit geheiligt und in weiterer Entwicklung den Sozialismus sanktioniert, und nun ruft der Zauberlehrling: Herr, die Not ist groß, die ich rief die Geister, werde ich nun nicht los" (33).

Daß diese Schrift, die in einer Zeit des immer stärker sich entfachenden Kampfes zwischen den Männern des Volkes und der Regierung geboren wurde, und die ihrem Gegenstande nach bestimmt schien diesem Kampfe zu dienen, doch kaum etwas davon verspüren

läßt, sich vielmehr in kühler Spekulation ergeht, erklärt sich aus dem ideologischen Optimismus des Verfassers. Er meint: „Eine Regierung, die ihre Pflicht tut, und eine Kammer, die ihre Pflicht tut, haben nie einander zu fürchten. Verschiedenheit der Meinungen wird statthaben, Reibungen und Kämpfe werden sich erzeugen, aber wo beide gleich beseelt sind von dem Wohle des Vaterlandes, wo beide in dem Wohle des Vaterlandes wie in ihrem gemeinsamen Zielpunkte zusammentreffen, da werden diese Meinungsverschiedenheiten zuletzt sich alle an diesem Ziele brechen, demselben sich unterordnen und harmonisch ineinander fließen. Frei und stark wird sich jede Meinung entwickeln und äußern, als sei sie nur für sich allein da; aber eben dadurch werden sich die allem Menschenwerke anhaftenden Lücken ergänzen, alle verletzenden Spitzen werden sich abbrechen, und aus der Mischung ungleicher Meinungen und Ansichten wird der Segen für das Ganze erzeugt werden, weil der Geist der Liebe zum Vaterlande das Ungleiche ordnet, befruchtet und beseelt . . . Die Freiheit, mit welcher Rede und Gegenrede gewechselt werden, wird die Vorurteile, die wie schwarze Vögel um alles kreisen, was sie nicht durchschauen können, verjagen und auseinander treiben und ihnen die Möglichkeit nehmen, im Lande Schwarm zu machen; die guten Absichten der Regierung werden aus der Verborgenheit ans Licht der Öffentlichkeit treten, der Mut der Abgeordneten, verderbliche Irrtümer zu zerstören, der Enthusiasmus für Wahrheit und Recht, werden das Mißtrauen, wo es im Lande sich zeigen sollte, niederwerfen; sie werden das Volk vor Erschlaffung bewahren und der Anhäufung toter Stoffe keinen Raum gewähren. Die Kammern, wenn sie ihren Beruf erfüllen, werden eine Schule für die Länder werden in freier, starker Wahrheitsliebe und im entschiedenen Hasse gegen die Lüge, die der Leute Verderben ist . . .“ (80f.). So sehr Braun in der früheren Zeit seines Lebens, im hermesianischen Streite, ein Ritter des Kampfes war, so wenig war er es in der späteren, in seiner politischen Laufbahn. Daher konnte auch sein Name in der Geschichte des deutschen Parlamentarismus kein historischer werden. Die Meisterschaft in der literarischen Polemik[1]), die auch hier immer wieder hervortrat, konnte nur dem Augenblicke dienen.

[1]) Mit Recht konnten die „Kölnischen Blätter“ (1864 Nr. 4) von ihm rühmen: „Auf dem Gebiete der politischen wie wissenschaftlichen Polemik war Braun ein wahrer Meister; mit vorzüglicher Gewandtheit schlug er seine Gegner mit der Geißel des Witzes und der Satire.“

Die Lichtseite — ebensogut kann man auch sagen die Schattenseite —, die dieser wie den früheren politischen Schriften Brauns anhaftet, die ihren Wert bedingt, aber auch einen durchschlagenden Erfolg gehindert hat, besteht in dem Vorwiegen des Doktrinären, in dem Zurückführen aller Erscheinungen auf allgemeine Gesetze und in der gelassenen Ausspinnung der Gedanken. Diese politische Spekulation ist nicht etwa von billigen, aus der Gegenwart geschöpften Abstraktionen getragen, sondern beruht auf eindringendem Studium der Geschichte, namentlich des Altertums, sowie auf ernster Beschäftigung mit der staatsrechtlichen und staatsphilosophischen Literatur aus früherer und jüngster Zeit. Aus gelegentlichen Anführungen ist zu ersehen, wie erstaunlich viel der Verfasser gelesen hat, und sein Briefwechsel verrät, welche Mühe er aufgewandt hat sich entlegene Werke zu verschaffen. So spürt für ihn auf und schickt ihm Cornelius (an Braun, Breslau 13. 12. 1852, 25. 7. 1854) eine Anzahl Bücher über Politik und Staatsverfassung oder weist ihm die neueste Ausgabe von Macchiavellis Principe und Discorsi nach. Bemerkenswert ist die öftere Anführung von Äußerungen Johannes von Müllers, Gentz' und Friedrich Schlegels[1]). Daraus erklärt sich der konservative Grundton, der trotz aller Anerkennung liberaler Errungenschaften in seinem politischen Denken durchklingt.

Solange Braun fleißiger Mitarbeiter der Deutschen Volkshalle war, hatte die theoretisierende Richtung seiner Publizistik eine Ergänzung in der journalistischen Stellungnahme zu den Tagesfragen. Die Deutsche Volkshalle wurde im Juli 1855 durch die Regierung unterdrückt wegen Unterstützung der österreichischen Politik zu Ungunsten der preußischen in der orientalischen Angelegenheit und wegen scharfer Vertretung der katholischen Interessen (Bachem 2, 420) — Sünden, an denen Braun reichlichen Teil hatte. Ob er der bald an die Stelle getretenen großen katholischen Zeitung „Deutschland" (1855—1858, in Frankfurt) seine Feder geliehen hat, ist nicht festzustellen, aber wahrscheinlich, weil der Schriftleiter der früher an der Volkshalle tätige und von daher mit ihm nahe bekannte Dr. Eikerling war, der auch (6. 8. 1855) eine ausdrückliche Einladung zur Mitarbeit an ihn ergehen ließ. Wie hierüber leider nichts berichtet werden kann, so auch nicht über die Beiträge, die er für die 1860 beginnenden „Köl-

[1]) Vgl. R. Volpers, Friedrich Schlegel als politischer Denker und deutscher Patriot (1917).

nischen Blätter" schrieb[1]). Daneben läuft in den Jahren 1858 bis 1861 eine Menge von Korrespondenzen an die Augsburger Allgemeine Zeitung[2]), die jedoch für die Kenntnis der politischen Auffassungen ihres Verfassers fast ganz unergiebig sind, weil sie sich auf nüchterne Berichterstattung über örtliche oder provinzielle Vorgänge, selten mit Nachrichten von Kunst und Wissenschaft untermischt, beschränken. Die allgemeine Haltung der Zeitung, die mit der seinigen in manchen Dingen wohl nicht übereinstimmte, dürfte ihn zu dieser Zurückhaltung bewogen haben. Nur im Jahre 1859, während des Krieges in Italien, gibt er seinem entschiedenen Gegensatze Ausdruck zu den „Gothaern", die um ihre preußisch-deutschen Einheitspläne verwirklichen zu können, kein bewaffnetes Eintreten für das bedrängte Österreich wünschten, und seinem ebenso entschiedenen Gegensatze zu den kosmopolitischen Demokraten, die in Napoleon den Befreier von dynastischem und hierarchischem Drucke erblickten. Besonders scharf wendet er in dieser Frage sich gegen die Kölnische Zeitung, die „besser die Gazette de France heißen" müßte, und deren „antinationale Tendenz" er brandmarkt (Nr. 128. 170). „Trotz aller Anstrengung der Kölnischen Zeitung," so versichert er, „ist das Volk am Rhein von der Überzeugung durchdrungen, daß Napoleon es sich nicht werde nehmen lassen, die natürlichen Grenzen Frankreichs [das linke Rheinufer] herzustellen, sobald er Italien, wie er verkündigt, bis ans Adriatische Meer mit seiner Freiheit beglückt hat"[3]).

[1]) Meiner Bitte, zur Auffindung der Braun'schen Artikel mir die Durchsicht des Honorar-Journals zu gestatten, wurde von dem derzeitigen Besitzer der Geschäftsbücher, Herrn Dr. Karl Bachem, trotz des harmlosen rein geschichtlichen Zweckes nicht entsprochen. Daß Braun tatsächlich an der neuen Zeitung mitgearbeitet hat, geht aus der gelegentlichen Bemerkung des Kreissekretärs Mysche (an Braun, Meschede 22. 7. 1862) hervor, sein „jüngst" erschienener Aufsatz in den Köln. Blättern habe ihm sehr gefallen.

[2]) Im ganzen sind es 189. Die J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger (Inhaber Robert Kröner) in Stuttgart hatte die große Freundlichkeit, für die auch hier wärmster Dank gesagt sei, aus den Geschäftsbüchern mir die Nummern der Zeitung zusammenzustellen, in denen die Braun'schen Korrespondenzen stehen. Bei den wechselnden Artikelzeichen und den wechselnden Ortsdatierungen (viele aus Köln und Bonn) und bei dem Fehlen der persönlichen Färbung war es nicht immer möglich, die Beiträge mit Sicherheit festzustellen. Sie brechen plötzlich im März 1861 ab, während sie bis dahin in ziemlich regelmäßiger Folge erscheinen.

[3]) Vgl. zu den damaligen politischen Stimmungen am Rhein K. H. Große-Freese, Beiträge zur Charakteristik der öffentlichen Meinung in der Rheinprovinz i. J. 1859 (1922) besonders 31 ff. 85 ff.

Einen eigenartigen Versuch in politischer Literatur von volkstümlicher Art machte Braun mit einem „Macht der Worte" überschriebenen kleinen Aufsatze[1]). Das Jahr 1848 hatte ihm die Klage ausgepreßt: „Man gehe in eine Volksversammlung, halte eine Rede, welche von niemand ganz, von vielen halb, von anderen gar nicht verstanden wird, aber man rufe die geflügelten Worte: Freiheit, Gleichheit, Einheit, Verbrüderung, Revolution, Reaktion, und die Versammlung wird, wie von einem elektrischen Schlage gerührt, in Bewegung geraten und in unendlichen Jubel des Beifalls ausbrechen . . . Was aber ist es, was jenen Worten eine so große Macht verleiht? Die Dunkelheit. Barbarische, dunkle, unverständliche, ja ganz sinnlose Wörter waren es, welcher die Zauberer, die Teufelsbanner, die kirchlichen und politischen Gnostiker aller Zeiten und Länder sich zur Irreleitung des Volkes bedient haben, und die Dunkelheit der bezeichneten Wörter ist es, welche auch jetzt noch die Macht hat, die Welt in Bewegung zu setzen und die Staaten aus ihren Angeln herauszuheben . . . . In leidenschaftlich aufgeregten Seelenzuständen wirken solche dunkle Begriffe und Wörter mit der Macht fixer Ideen, wie eine

[1]) Eucharius, Sonntagsblatt für die Diözese Trier, 1. Jahrg. 1861 S. 2—4. 9—11 (4°). Daß dieser anonyme Aufsatz Braun angehört, beweisen nicht nur Gedanken und Stil, sondern auch der Umstand, daß das Ms. für einen dritten, nicht mehr zum Druck gelangten Teil sich von seiner Hand geschrieben vorfindet (Sammlung von Brauns Neffen). Er verdankt seine Entstehung wohl nur dem Wunsche des Verfassers, das von seinem Neffen Peter Braun in Trier verlegte und herausgegebene Blatt mit Beiträgen zu unterstützen. Auch einige andere Aufsätze dieses Organs sind wahrscheinlich von ihm. So zwei die „Römische Frage" behandelnde (ebd. 25—27. 69 f.), die das Recht des Papstes auf den Kirchenstaat verteidigen und dessen Raub als Sakrilegium kennzeichnen, möge man auch über Nützlichkeit oder Notwendigkeit einer weltlichen Herrschaft des Heiligen Stuhles denken was man wolle, was ja dem Katholiken frei stehe. Selbst begründete Unzufriedenheit mit einer Regierung gebe kein Recht auf Revolution, und der Anspruch der Päpste sei „nicht weniger ehrwürdig, nicht weniger heilig" als das Recht auf Haus und Hof. Deshalb wird lebhafte Kritik an dem in der preußischen Kammer angenommenen Antrag geübt, der Adresse an den König einen Satz zu Gunsten der italienischen Einheitsbestrebungen einzufügen. Ein weiterer Aufsatz (ebd. 33—35) bekämpft die Absichten Italiens auf Venetien sowohl im Interesse Italiens selbst, das durch eine Erringung seiner Einheit mit Hilfe Frankreichs zu einer Provinz dieses Kaiserreiches herabsinken würde, als auch im Interesse Deutschlands, weil das dadurch im italienischen Volke geweckte Streben nach Eroberung sich immer gegen das deutsche Volk richten würde, und weil der Verlust Venedigs Österreich und Deutschland von der Handelsverbindung mit dem Mittelländischen Meere abschneiden müßte — Voraussagungen, denen die neueste Geschichte nur zu sehr recht gegeben hat.

Art Geisteskrankheit." (Deutschland . . . 5. 56). Jetzt nahm er zur Aufklärung des Volkes die Schlagwörter vor: Freiheit, Gleichheit, Nationalität, Einheit Deutschlands. Die Ausführungen bieten dem, der seine politischen Schriften kennt, nichts neues. Nur seine Ansicht über das Nationalitätsprinzip, „dieses neue Revolutionswort", ist bemerkenswert. Er bezeichnet es als im Widerspruche mit dem Christentum stehend und sagt, seine Aufstellung heiße durch Erregung des Völkerhasses „die Welt um zweitausend Jahre des Fortschrittes zum Bessern betrügen", und seine Durchführung müsse die historischen Gebilde der Staaten zertrümmern und „eine neue chaotische Verwirrung aller Weltverhältnisse heraufbeschwören" (9). Die Ausführungen sind in die während der ersten Hälfte des Jahrhunderts beliebte Form von Aphorismen gegossen, die mit ihren geistreichen Andeutungen und antithetischem Blinkfeuer seiner literarischen Eigenart besonders zusagte und auch sonst von ihm gern geübt wurde (so oben S. 187 f.). Vorausgegangen war ihm in dieser politischen Literaturgattung auf katholischer Seite Jarcke durch seine 1851 anonym herausgegebenen „Hundert Schlagworte zur Verfassungspolitik der Zukunft" (Vermischte Schriften [1854] 4, 141—210), die jedoch die Sache ausführlicher und systematischer anfaßten. Zu gleicher Zeit mit Brauns Aufsatz erschienen die „Phrasen und Schlagwörter, ein unentbehrliches Not- und Hülfsbüchlein für Zeitungsleser" (1861), die August Reichensperger, der sich später auch als Verfasser nannte, geschrieben hatte. Sie sind viel umfassender und viel populärer angelegt, zudem mit frischem Humor gewürzt, weshalb sie eine Reihe von Auflagen erlebten. Derartige Exponenten einer kampferregten Zeit waren ein Bedürfnis zur Erziehung der katholischen Wähler, wie Braun wohl erkannt hatte.

Das letzte politische Erzeugnis, zu dem er seine Feder eintauchte, war die aus zwei Vorträgen, die er in einer Versammlung der „Drei Bauvereine" der Stadt Bonn gehalten hatte, erwachsene[1]) Flugschrift „Das aufgelöste Haus der Abgeordneten" (1862). Sie zeigt in bester Ausprägung alle Vorzüge seiner politischen Schriftstellerei, die geschmackvolle, geistdurchwehte Sprache und den Reichtum an historisch-politischen Ausblicken, ohne die Schwächen der früheren Schriften zu teilen; namentlich ist das zu wortschwelgende Ausweben der Gedanken und die Neigung, sich in Allgemeinheiten zu verlieren,

[1]) Sie gibt in der Hauptsache den ersten Vortrag wieder mit Ergänzungen aus dem zweiten, der handschriftlich im Nachlasse noch vorliegt.

glücklich vermieden. Die augenblickliche Lage gebot kräftige Worte und konkrete Betrachtungen. Eben war das Haus der Abgeordneten, nachdem es erst kurz vorher (Dezember 1861) gewählt war, aufgelöst worden (11. März 1862) wegen der Opposition gegen die von der Regierung eigenmächtig durchgeführte Heeresvergrößerung; die sog. Konfliktszeit in Preußen begann. Die zur Mehrheit in der Kammer gelangte Fortschrittspartei, die radikale Demokratie, forderte stürmisch Festigung und Erweiterung der parlamentarischen Rechte, und der 1859 gegründete „Nationalverein" drängte mit Macht auf die Einigung Deutschlands unter preußischer Führung. Braun, der einem konservativen Konstitutionalismus huldigende Politiker, und Braun, der alte Großdeutsche, überschaute die seinen Idealen drohenden Gefahren und erkannte deren inneren Zusammenhang mit den allgemeinen europäischen Ereignissen.

In Anspielung auf 1848 sagt er: „Der Freiheitsruf hat seinen Paroxismus überstanden, andere Zauberworte sind an seine Stelle getreten und in erster Linie die Worte Nationalität und Einheit" d. h. zentralistische Gestaltung Deutschlands im Inneren[1]) und Geltendmachung des Nationalitätsprinzips nach außen. Aber „das Ende dieser Einheit ist Despotie und Tyrannei, wie das Ende jener mißbrauchten Freiheit es war ... Der Einheitsruf als neue Parole der Revolution ist von ihrem uralten Sitze [Paris] nach verschiedenen Seiten Europas, durch Deutschland, durch Italien bis nach Griechenland, nach Syrien hingedrungen; in Italien zeigt er seine blutigen Früchte, und Deutschland soll werden, was Italien jetzt ist; beide Länder sollen sich selbst zerfleischen, sollen sich selber schwächen, um die Beute eines auswärtigen Eroberers [Napoleon] zu werden. In Deutschland ist es vor allen der Nationalverein, welcher diesen Einheitsruf aufgenommen und diese Idee der Einheit mit demselben Fanatismus verbreitet, wie man früher die Idee der Freiheit gepriesen und vergöttert hat. Daß es aber mit dieser Idee der Einheit nicht überall ehrlich gemeint sei, das beweist unwiderleglich allein der Umstand, daß man Österreich mit acht Millionen Deutschen aus Deutschland ausschließen will ..., beweist auf der anderen Seite der Umstand, daß man fremde, im höchsten Grade abstoßende Elemente [die polnische Bevölkerung Preußens]

[1]) Von einer Einigung Deutschlands auf nicht föderalistischer Grundlage befürchtete er auch als Folgewirkung auswärtige Kriege. Als warnendes Beispiel wies er auf Frankreich hin, das eben durch seine zentralistische Verfassung zu einer beständigen Drohung für den Frieden Europas geworden sei.

in der deutschen Einheit festhalten will ... Der Nationalverein, ohne es zu wissen, dient dem Auslande [Frankreich], dem geborenen Feinde Deutschlands" (5f.). Für das deutsche Volk selbst sah er das Gefährliche der neuen Einheitsschwärmerei in deren Bund mit der parlamentarischen Herrschaft der Demokratie. Ihm erschien „die deutsche Einheitsidee nun als ein großer Komet, das Haus der Abgeordneten war der Kern im Kopfe, der Nationalverein, immer wachsend und sich verlängernd, war der Schweif dieses Kometen, eines Kometen, der wie kaum ein anderer auf einen nahen Krieg hindeutet" (7). Denn „ohne einen gewaltsamen Bruch, ohne eine blutige Katastrophe, ohne Bürgerkrieg ist die Einigung Deutschlands, wie sie der Nationalverein erstrebt, nicht möglich" (15).

Braun sah das Jahr 1866 kommen, und er sah noch weiter, er sah den Kulturkampf in seiner Grundtendenz voraus. „Der Nationalverein, im Zauber des dämonischen Wortes Einheit gebunden, macht kein Hehl aus seinem Hasse gegen Österreich, und mit dem Hasse gegen Österreich ist die politische Opposition gegen den Katholizismus verbunden. In dem Katholizismus erkennt man ein Hindernis für jene deutsche Einheit, die man anstrebt; daher der neue Ausbruch des Kampfes gegen den Katholizismus in Deutschland; daher der Jubel über die italienische Revolution und über die Beraubung des Papstes, weil man wähnt, dadurch werde der deutsche Katholizismus von seiner Lebenswurzel abgeschnitten" (7). Sagt man zur Verhüllung dieses letzten Gedankens, „es sei besser für die Kirche, wenn der Papst keine weltliche Herrschaft habe, so ist dies bei den meisten die Sprache des Fuchses oder des Wolfes" (18). Im Hinblick auf die antikatholischen Ziele der Männer des Nationalvereins und ihrer parlamentarischen Freunde gab er seine entschiedene Überzeugung kund gegen Trennung der Schule von der Kirche und gegen jedwede Beschränkung der verfassungsmäßigen Freiheit und Selbständigkeit der katholischen Kirche in Preußen (22). Wie bei dem Politiker Braun auch hier wieder das starke kirchliche Interesse durchbricht, so legt er auch für seine Verwandtschaft mit der katholischen Fraktion Zeugnis ab, indem er schreibt: „Gleich von Anfang an beging die Partei des Ministeriums [der neuen Ära], die Partei Grabow, einen unverantwortlichen politischen Fehler. Sie gab ihren Antipathien gegen das Zentrum oder die katholische Fraktion nach und war nicht imstande dieser irgendeine Konzession zu machen, um dadurch die Demokratie in die Minorität zu bringen" (9).

Die Flugschrift ging unmittelbar den Wahlen voraus (Vorwort vom 26. 4. 1862) und war bestimmt zur Aufklärung bei diesen zu dienen. Deshalb gibt sie eine kritische Darlegung der Vorgänge, die zur Auflösung des Abgeordnetenhauses geführt hatten. Auf das einzelne braucht hier nicht eingegangen zu werden. Es genügt darauf hinzuweisen, daß der äußere Anlaß für die Regierung, die Kammer aufzulösen, die Annahme des Hagen'schen Antrages auf eine sofortige Einzelaufstellung des Staatshaushaltes gewesen war, während das Ministerium eine solche für die Zukunft gewähren wollte. Dahinter versteckte sich das Streben der Fortschrittspartei die parlamentarischen Rechte zu erweitern, und in weiterem Zusammenhange bedeutete es eine Stärkung derjenigen Elemente, die auf eine unitaristische Umgestaltung Deutschlands mit preußischer Spitze hindrängten. Darum hatte Braun, wie auch sämtliche Mitglieder der katholischen Fraktion, gegen den Antrag gestimmt[1]). Zu der Frage Regierung oder Demokratie kennzeichnet er seine grundsätzliche Stellung mit den Worten: „Ich habe geglaubt, es sei die Aufgabe eines Abgeordneten für Bonn: festzustehen nach oben, festzustehen nach unten und lieber allein zu Grunde zu gehen, als zu Zwecken mitzuwirken, die man für ungesetzliche und verderbliche hält... Ich will, daß die Verfassung eine Wahrheit werde, will nicht, daß sie mißbraucht werde, um in die Prärogative der Krone einzugreifen und sie zu schwächen; ich will aber ebenso entschieden nicht, daß die Rechte, welche die Verfassung dem Volke gewährt, irgendwie geschwächt, gedrückt, gebeugt, gebrochen werden" (20f.).

Der Wahlkampf entbrannte in Bonn mit voller Heftigkeit. Alles, was sich fortschrittlich nannte in den verschiedensten Schattierungen und was antikatholisch empfand, tat sich zum Sturm auf die bisherigen Vertreter, Braun und Kanonikus Gau, zusammen. Das Hauptquartier war der „Konstitutionelle Verein", der unter dem geistigen Zepter Heinrich von Sybels stand, des Katholikenfeindes und Kleindeutschen ausgeprägter Art. „Klerikal" und „liberal" war das Feldgeschrei (Bonner Ztg. 1862, Beil. 109) und das Schlagwort lautete: keine Geistlichen mehr![2]) Schon bei den Neuwahlen im Dezember 1861 war unter denselben Bannern heiß gefochten worden[3]), war die Rede gegangen

[1]) A. Reichensperger, Ein Rückblick auf die letzten Sessionen des preuß. Abgeordnetenhauses. 1. Teil (1864) 2.

[2]) So Braun in dem (handschriftlichen, vgl. oben S. 557 A. 1) zweiten Vortrage.

[3]) Vgl. z. B. das vom „Komitee für liberale Wahlen" herausgegebene Flugblatt „Warum können wir die bisherigen Abgeordneten des Wahlkreises Bonn

von der „klerikalen Partei", die „mit der feudalen Partei ein unnatürliches Bündnis" geschlossen, war als Schreckbild das „Junkertum" heraufbeschworen worden. Die damalige Agitation hatte „wie durch ihr Auftreten, so auch durch die von ihr gewählten Mittel fast allgemein überrascht" (Bauerband 2). Jetzt konnte der Kampf nicht unerwartet kommen, fand aber gleichwohl die Freunde Brauns wider die Gegner[1]) nicht genügend gerüstet. Braun, der gegen seine Gewohnheit selbst in die Arena hinabstieg (s. oben S. 557), sprach zu akademisch, Pfarrer Weber[2]) zu sachlich-ruhig und zu einseitig für die „Ehre der Krone, die Rechte des Königtums und den Glanz Seiner Majestät" (6), und das von zahlreichen und angesehenen Katholiken Bonns, unter denen sich alle Pfarrer und alle Mitglieder der theologischen Fakultät, sowie die Juristen Bauerband und Walter befanden, unterzeichnete Flugblatt vom 12. April „Zu den Wahlen" war zu schlaff und predigte zuviel von dem „Geiste der Mäßigung" und dem Vertrauen auf König und Regierung. Man erfaßte nicht den Hagenschen Antrag als Angelpunkt der ganzen Wahlbewegung und übersah, wie ungeheuer populär der ihm umgehängte Mantel, das Ziel die Staatsausgaben zu überwachen und möglichst „einzuschränken", sein mußte.

Die Wahlen stellten in ganz Preußen einen glänzenden Sieg der Fortschrittspartei und eine vollständige Niederlage der Regierung dar. Wie die meisten Mitglieder der katholischen Fraktion, so fiel auch Braun, und er wider Erwarten, ihnen zum Opfer. Bonn erkor Georg v. Bunsen, den Sohn des vielberufenen Diplomaten, und den Landgerichtsrat v. Proff-Irnich, die ihren Sitz im linken Zentrum nahmen und auch späterhin den Wahlkreis im Sinne des Liberalismus vertraten. Das Triumphgeschrei der Sieger war wenig würdig: „Ist es

---

nicht wiederwählen?" und das von der anderen Seite stammende „An die Wahlmänner der Kreise Rheinbach und Bonn", sowie das des Pfarrers Weber von Graurheindorf „Herr Franz Bresgen aus Ahrweiler als einer der Kandidaten . . ." Prof. Bauerband trat durch eine Erklärung in der Bonner Ztg. vom 19. Nov. und dann in einer eigenen Flugschrift „Offenes Schreiben an die Wahlmänner . . ." (fast ganz auch in den Köln. Blättern, Beil. zu Nr. 278) für Braun ein. Gegen den angesehenen Juristen schrieb der Advokat-Anwalt L. Hagen eine in ungewöhnlich niedrigem Tone gehaltene „Erwiderung" als Flugblatt.

[1]) Artikel in der Bonner Ztg. 1862 Nr. 80 (Beil.), 90, 93; das Flugblatt von C. Hecker „An die Urwähler des Wahlkreises Bonn-Rheinbach", ein anderes ohne Titel vom Advokat-Anwalt Wachendorf.

[2]) Zu den Wahlen. Rede gehalten am 24. April im Rheindorf'schen Lokale in Bonn (1862).

nicht, als wenn unsere Stadt von einem wüsten Traum erwacht, von einem Alpdruck befreit sei? ... Möchte man doch immer daran festhalten, die öffentlichen und geheimen Störenfriede, Hetzer und Verleumder, die Vergifter des Volksgeistes mit der ihnen allein gebührenden Verachtung zu behandeln! ... Bonns Bürgerschaft hat aufgehört, bloßes Mittel eines einseitigen Parteizweckes zu sein; sie ist durch diese Abstimmung in die große deutsche patriotische Bewegung eingetreten." (Bonner Ztg. 1862 Nr. 109 Beil.)

Unter einem solchen Tusch endete Brauns politische Laufbahn, und zwar für immer. Der Abschied vom öffentlichen Leben ist ihm nicht allzu schwer geworden[1]), war er doch schon bei der vorhergegangenen Wahl gesonnen gewesen kein Mandat mehr anzunehmen (Erklärung ebd. 1861 Nr. 283). Seine auf die ausgleichende Mitte gerichtete Politik und die mehr beschauliche Art des Parlamentarismus, die er liebte, wären in den Jahren tobenden Kampfes nicht möglich gewesen. Die Freunde freilich bedauerten sein Fernsein. Der Ministerialrat Aulike schrieb ihm (Berlin 6. 9. 1862): „Sie selbst, verehrtester Herr und Freund, werden es wahrscheinlich weniger, als wir hier es tun, beklagen, daß Sie den schönen Sommer statt in Berlin in Bonn haben zubringen können. Darum wird aber diesseits durchaus nicht auf Ihre Rückkehr zum nächsten Male Verzicht geleistet, selbst wenn sich auch dann ähnliche Stürme, als dergleichen künftigen Donnerstag beim Militärbudget bevorstehen werden, erwarten lassen sollten."

Fünfzehntes Kapitel.

Kunst und Dichtung.

Die lange und vielseitige Beschäftigung mit der Archäologie und ihren Denkmälern führte Braun von selbst zur bildenden Kunst. Er brauchte hier nur zurückzugreifen auf die Anregungen, die er einst in Wien von Friedrich Schlegel empfangen[2]) und dann im Umgange

[1]) Braun an Prof. Firmenich in Berlin 19. 5. 1862: „An meiner Wiederwahl zweifelte man nicht. Ich bin noch an drei anderen Orten als Kandidat aufgestellt worden, konnte aber hier schon um deswillen nicht durchkommen, weil ich die Erklärung dort anzunehmen nicht abgeben konnte, da es zuletzt Ehrensache blieb, hier in Bonn nicht zu weichen. Persönlich ist mir die Sache ganz angenehm, da ich Muße zu vielen zurückgesetzten Arbeiten erhalte."

[2]) Braun an Steinle, Bonn 17. 12. 1862: „Wenn Sie Veit sehen, dann melden Sie ihm meine Grüße und fragen Sie ihn, ob F. Schlegels Korrespondenz nicht

mit den deutschen Künstlern Roms weitergepflegt hatte (s. oben S. 59 f.) Vor den Kunstwerken Italiens waren Liebe und Verständnis für die großen Schöpfungen besonders der Frührenaissance und der raffaelischen Zeit in ihm erwacht. Die ästhetische Veranlagung, wie sie die Sprache seiner Schriften verrät, war der natürliche Boden, auf dem das kunstgeschichtliche Interesse bei ihm erwuchs.

Seine Studien legte er zunächst in dem zu Köln unter der Leitung des Malers Friedrich Baudri erscheinenden „Organ für christliche Kunst" nieder. Wie früher bei den politischen Beiträgen für die Deutsche Volkshalle, machte auch hier August Reichensperger den eifrigen Vermittler. „Besten Dank," schrieb er ihm (Köln 30. 12. 1857), „für das Vergnügen und die Belehrung, welche ich aus Ihrem interessanten Artikel geschöpft habe, zugleich mit der Bitte, Ihre reichen Schatzkammern möglichst oft in solcher Weise anderen zugänglich zu machen. Ihre Schüsse treffen nicht bloß sicher, sondern zugleich auch auf verschiedenen Punkten. Herr Baudri ist bereits im Besitze des Manuskripts. In der angenehmen Erwartung baldigen längeren Zusammenseins und gründlichen Ausplauderns grüßt freundschaftlich Ihr ergebenster Reichensperger." Auch der Herausgeber selbst warb andauernd um seine Mitarbeit[1]), machte Vorschläge für Aufsätze, war trotz des geringen Raumes seiner Zeitschrift bereit, Abhandlungen von sechs Druckbogen Umfang aufzunehmen und sogar Braun zuliebe über den Rahmen des Blattes hinaus auch der christlichen Poesie eine Stelle einzuräumen. Daß in den Jahren 1859 bis 1861 Brauns Feder für das Organ trocken blieb, lag nicht an dessen Leitung, die es vielmehr ausdrücklich beklagte.

Es sind nicht viele und keine großen Aufsätze, die er lieferte. Der Artikel „Zur Symbolik an gotischen Kirchen" (1857, 278—280) greift eine Einzelheit heraus, die Darstellung einer Sau, an der Juden saugen;

---

mehr vorhanden sei. Es wäre von großem Interesse, dieselbe zu benutzen, zu veröffentlichen, um auch seine Stellung in der Kunstgeschichte zu rechtfertigen, von der ihn die Springer [Anspielung auf die kunstgeschichtliche Richtung Anton Springers in Bonn] in der Kunst zu entfernen sich alle Mühe geben." „Der Briefwechsel Friedrich und Dorothea Schlegels 1818—1820" (hg. von H. Finke 1923) zeigt, wie richtig Brauns Vermutung war. Braun schätzte Schlegel, dessen Zeitschrift „Europa" (1803) er hatte auf sich wirken lassen, mit seinem Einfluß auf die Wiedererweckung der christlichen Kunst, hoch, wohl allzu hoch ein (Braun, Raffaels Disputa 153 f.).

[1]) Briefe an Braun 20. 12. 1857; 7. und 22. 1., 7. 3., 25. 4. 1858; 5. und 9. 1. 1859; 28. 11. 1860.

sie soll ein Sinnbild des „vollendeten Materialisten" und des „Unglaubens" der Juden sein. „Die Lage der Kathedralkirchen" (1858, 14—17) auf Anhöhen und an Bergabhängen ist ein Nachklang der Naturreligion, die ihre Götter auf Bergen verehrte. In den „Steinbildern an gotischen Baudenkmälern" (1858, 27—31), die satirischen Inhaltes und gegen das Leben der Geistlichen gerichtet zu sein scheinen, wird der Nachweis versucht, daß nur künstlerische Verkörperung der im Mittelalter beliebten und zur Abschreckung bestimmten Moralbeispiele vorliege. Eingehend hat sich Braun mit den „kolossalen Bildern des H. Christophorus" beschäftigt (1858, 76—79. 89—92. 101—106; Nachträge 1862, 220—223). Es ist eine kritisch und methodisch gut durchgeführte Untersuchung, aufgebaut auf einem reichen Material, das ein Beweis dafür ist, wie weit sich die Kenntnis des Verfassers in der kunsthistorischen Literatur des In- und Auslandes erstreckte und selbst abgelegene Quellen kulturgeschichtlicher Art umfaßte. Die Abhandlung über „die schwarzen Muttergottesbilder" (1858, 109—113. 125—130) ist vorwiegend religiös-apologetisch, in ihrem positiven Teile aber wenig glücklich, weil nicht genügend mit den Denkmälern vertraut.

Diese Studien liegen, wie man leicht sieht, mehr in der Richtung der Archäologie als der eigentlichen Kunstgeschichte. Dagegen betrat Braun das rein kunsthistorische Gebiet mit dem Buche „Raffaels Disputa" (1859). Das berühmte Wandgemälde in den vatikanischen Stanzen war 1857 durch den großen Kupferstich des Düsseldorfers Keller, ein Meisterwerk der nachbildenden Kunst, allgemeiner bekannt geworden. Dies gab den Anstoß zu der Schrift, deren Abfassung „man freundlich vertrauend" (Vorwort) ihm als Aufgabe gestellt hatte. Kein Werk Brauns hat damals größeres Lob geerntet als dieses; man pries es als eine wissenschaftliche Tat. Die Augsburger Allg. Ztg. (1859 Nr. 59 Beil.) ließ sich eigens aus Berlin schreiben: „Diese gediegenen und den hohen Kunstgegenstand erfassende Schrift hat nicht allein in den hiesigen künstlerischen und wissenschaftlichen Kreisen, sondern auch in den hiesigen hohen Kreisen der verdienten Anerkennung sich zu erfreuen. Die besagte Braun'sche Schrift, die sich ohne Zweifel ihren Weg durch ganz Europa bahnen wird, ist eine jener Schriften, auf welche die deutsche Nation stolz sein kann." Und der intimste Kenner des Freskos, der Stecher selbst, sprach nicht nur sein volles Einverständnis aus, sondern fühlte sich auch „zum wärmsten Danke für die vortreffliche Schrift verpflichtet" (Keller an Braun 2. 1. 1859).

Wir urteilen kühler. Die Arbeit leidet noch stärker als andere aus der späteren Zeit an einem Kompositionsfehler, an dem bis zur Manier ausgearteten Streben, den Gegenstand in die weiteste Sicht zu stellen und dabei doch nur splitterhafte Gedanken zu geben. Fast ein Drittel des Buches (1—52) berührt weder die Disputa noch ihren Schöpfer, und auch der übrige Teil ist noch überreichlich mit allgemeinen Erwägungen kunsttheoretischen Inhaltes durchsetzt (z. B. 70—75). Zwar liest sich alles, was er hier über den Ursprung der Kunst und ihr enges Verhältnis zur Religion, über den Entwicklungsgang der christlichen Kunst, insbesondere der Malerei, und über Zusammenhang der Kunst mit dem Auf- und Absteigen der Weltkultur schreibt, ganz hübsch und verrät den denkenden Historiker, allein es ist doch zu aphoristisch gehalten, um einen selbständigen Wert beanspruchen zu können. Das Gleiche gilt von dem Überblicke über die Stufenfolge in Raffaels künstlerischem Leben, der auch wieder von den Arabesken kunstphilosophischer Betrachtung stark umrankt ist (52—65. 70—75).

Die Disputa selbst erfährt eine Erörterung, wie sie eingehender und verständnisvoller noch von niemand gegeben war. Richtig ist die Grundauffassung, daß das Gemälde die Theologie darstellt, was jetzt wohl als anerkannte Wahrheit anzusehen ist. Aber Braun hat diese Grundauffassung in der Einzelerklärung nicht folgerichtig genug festgehalten; denn mehrfach (vgl. besonders 73 f.) bricht die andere Anschauung durch, als hätten wir eine Verherrlichung des Altarssakramentes als des Zentraldogmas der Kirche vor uns. Die bloß symbolische Bedeutung des panis angelorum zur Bezeichnung der theologischen Wissenschaft ist ihm nicht klar geworden[1]). Der Hauptwert der Schrift liegt in dem Versuche, möglichst viele Gestalten des figurenreichen Bildes auf bestimmte historische Persönlichkeiten zu beziehen. Schwerlich ist alles hier Ausgeführte haltbar. Es ist darin zuviel bloße Vermutung und zu wenig Beweis, zu viel von außen Herangetragenes und zu wenig aus dem Bilde selbst Herausgedeutetes. Es hätte untersucht werden müssen, welche Theologen der Vergangenheit damals als

[1]) Mein Aufsatz „Der Grundgedanke in Raffaels Disputa" (Ztschr. f. christl. Kunst 11 [1898] 367—384) und Boving, „St. Bonaventura und der Grundgedanke der Disputa Raffaels" (Franziskanische Studien 1 [1914] 1—17). Vgl. auch F. X. Kraus, Geschichte d. christl. Kunst 2, 2 [1908] 400 f. 414 ff. Die Deutung F. Schneiders, „Theologisches zu Raffael" (S. A. aus dem Katholik 1896) und Pastors, Gesch. der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters 3 [1895] 772 ff. war ein wissenschaftlicher Rückschritt, den Pastor (3. Aufl. [1899] 846) vergebens zu retten versuchte.

geschichtliche Größen galten und welche zeitgenössischen Gelehrten als bedeutsam wegen ihrer Stellung zur Glaubenswissenschaft angesehen wurden. Die Disputa, deren Name nicht so ganz unpassend ist, wie man gewöhnlich meint, mußte hineingestellt werden in den geistigen Hof Julius' II. und Leos X., in den hier ringenden Gegensatz zwischen der im Niedergange begriffenen humanistischen Aufklärung und der die Herrschaft behauptenden traditionellen Theologie. Die Figuren des Vordergrundes rechts und links, die Braun übrigens richtig verstanden hat, leiten darauf hin.

Das kunsthistorische Prinzip, dem Braun in der Auslegung und Wertung des Gemäldes folgt, besteht in der Betonung des Inhaltes der Darstellung unter Beiseitesetzung der rein ästhetischen Form und der in ihr sich aussprechenden Individualität des Künstlers. Das ist der Weg, den die Forschung, zwar nicht ganz so einseitig wie in diesem Falle, aber doch im wesentlichen damit übereinstimmend, seit Winckelmann eingeschlagen hatte. War die Kunstgeschichte bisher Künstlergeschichte gewesen, so arbeitete sie jetzt den geistigen Gehalt des Kunstwerkes, des einzelnen wie der Gesamtfolge, heraus. Die ideenerfüllte Romantik, die in der Theorie Schlegel und in der Anwendung einen Rumohr und einen Schnaase beherrschte, fügte ein verwandtes Element hinzu. Braun steht unter dem Einflusse beider, Winckelmanns und der Romantiker. Dem trat die neuere Schule entgegen, deren temperamentvoller Vertreter Brauns Universitätskollege Anton Springer[1]) war. Kein Wunder, daß dieser sich durch die Schrift Brauns zu einer Entgegnung gereizt fühlte; denn seiner Ansicht nach „handelte es sich in dieser Angelegenheit nicht allein um die Erkenntnis der Absichten und Gedanken Raffaels, sondern auch, was nicht minder wichtig scheint, darum, ob das Reich der Kunst mit den Grenzen der Schönheit zusammenfalle oder ob es noch in andere, bis jetzt fremdgeachtete Gebiete hinausrücke“ (12). Er findet die Darstellung des Lehrhaften, die Auffassung des Bildes als der geschichtlich gewordenen Theologie, unvereinbar mit dem Wesen der Kunst und darum bei dem Urbinaten nicht möglich. Einige Berechtigung hat sein Tadel, daß der Erklärer die seelischen Spiegelungen in den einzelnen Gestalten

[1]) Raffaels Disputa (1860). Daß es ein öffentlicher in Bonn gehaltener Vortrag war (45), verschärfte den Angriff, der „der Fertigkeit, mit Einfällen sich aus der Not zu helfen“ (52) galt. Springer hat an seiner Art, die Disputa lediglich Formen analysierend und von dem Gesamtinhalte absehend zu erklären, auch später festgehalten (Raffael und Michelangelo[3] [1895] 1, 225—234).

nicht beachtet habe (26—28). Im übrigen aber ist Springer im Unrecht, da ein Bild nicht nach allgemeinen Prinzipien, sondern aus seiner sichtbaren Wirklichkeit zu deuten ist. Braun vertrat hier das Recht historischer Wissenschaft, geantwortet aber hat er nicht. Es hätte ja geheißen jene grundlegende Frage der Kunstgeschichte aufrollen, was in dem engen Bezirke eines einzelnen Denkmals sich nicht tun ließ.

Auch sonst hat unser Theologe dem „göttlichen" Raffael sein liebendes Studium zugewandt, wovon ein Aufsätzchen über die sixtinische Madonna[1]) Zeugnis gibt. Hier finden sich feine Beobachtungen, wie die Bemerkung: „Dieses Bild verhält sich zu den übrigen [Madonnen-]Bildern von Raphael ungefähr wie das Evangelium Johannes zu den drei ersten Evangelien."

Gelegenheit, seine kunstgeschichtliche Bildung in den Dienst eines großen Werkes der Monumentalmalerei zu stellen und bei der Entstehung dieses Werkes seine Ideen und sein ästhetisches Urteil in entscheidender Weise zur Geltung zu bringen, ward ihm in Köln geboten. Die Ausschmückung des mächtigen Treppenhauses im dortigen Wallraf Richartz-Museum mit Fresken hat eine lange Geschichte gehabt und Braun ist in dieser Geschichte nächst dem Künstler der Hauptfaktor gewesen[2]).

---

[1]) Eucharius 1 [1861] 12 f. Der Artikel ist anonym, indes macht sowohl der Stil als der Umstand, daß B. auch anderswo (Organ für christl. Kunst 1858, 128) seiner Bewunderung für die sixtinische Madonna Ausdruck gab, seine Verfasserschaft sehr wahrscheinlich. Der Nebenzweck des Artikels war, für die Verdrängung der französischen Heiligenbilder beim Volke und ihren Ersatz durch Nachbildung klassischer Kunstwerke einzutreten.

[2]) Die Quellen für das Folgende liegen vor in 80 Briefen an Braun, worunter 66 von dem ausführenden Künstler, dem Maler Steinle, selbst, ferner in 11 Briefen Brauns an diesen, die jetzt im Besitze des Prinzen Johann Georg von Sachsen sind und mir in zuvorkommendster Weise zur Benutzung überlassen wurden, wofür auch an dieser Stelle wärmster Dank gesagt sei. Leider sind nicht alle Briefe Brauns in dieser Sache erhalten. Sodann boten die „Akten der Stadt Köln betr. Wandmalereien im neuen Museum" in Sitzungsprotokollen und Briefen (abgerechnet die rein geschäftlichen 38 von Steinle, worunter auch einer an Braun, ferner 25 andere Briefe) wichtigen Stoff, dessen Zugänglichmachung durch das Historische Archiv der Stadt Köln mit gebührendem Danke anerkannt sei. — Eine Darstellung haben die wechselreichen Vorgänge, die auch Schlaglichter auf die geistigen Strömungen der Zeit fallen lassen, bisher nicht gefunden. Die zweibändige Geschichte der „Stadt Köln im ersten Jahrhundert unter preußischer Herrschaft" (1916) gedenkt ihrer mit keinem Worte. Auch Hansen, „Wallraf Richartz-Museum der Stadt Köln 1861—1911" (1911) geht nicht darauf

Im Jahre 1855 wurde der Grundstein zu dem Neubau des Museums gelegt, den ein großherziger Bürger Kölns, der schlichte Kaufmann Johann Heinrich Richartz, ganz auf seine Kosten errichten ließ[1]). Noch bevor die Mauern aus der Erde gestiegen waren, faßte der Stifter den Plan, das Treppenhaus mit großen Wandmalereien ausstatten zu lassen, ebenfalls aus eigenen Mitteln. Peter v. Cornelius empfahl zur Ausführung den Leiter des Städel'schen Instituts in Frankfurt, Edward Steinle, seinen Schüler[2]). Richartz ging selbst Februar 1856 nach Frankfurt, um den Plan mit dem Künstler zu besprechen. Sein Wunsch waren zwei große Fresken, die Grundsteinlegung des Museums und das zugleich stattgefundene große Dombaufest (3. 10. 1855), bei dem in Gegenwart des Königs die riesige Kreuzblume dem Südportal aufgesetzt wurde, darstellend (Steinles Briefwechsel 2, 314). Beides wären riesige Zeremonienbilder geworden mit einer Menge zeitgenössischer Persönlichkeiten in Frack und Zylinderhut, eine Aufgabe, die künstlerisch höchst ungünstig war. Dem Meister gelang es, den Auftraggeber, der selbst von Kunst nichts verstand, für einen anderen Plan zu gewinnen. Es sollten zwei größere Gemälde auf den Wandflächen zur Seite der Treppe und zwei kleinere rechts und links neben der Eingangstüre zum großen Saale werden und die ganze Kunst- und Kulturgeschichte Kölns zur Darstellung bringen. Von jenen war das eine der römischen und romanischen Periode (bis 1248), das andere dem nachfolgenden Mittelalter gewidmet. Die kleineren Bilder hatten die „neueste Renaissance in der Kunst" mit Einschluß der Romantik (bis 1825) und den Ausbau des Domes (1825 bis zur Gegenwart) zu

ein. A. Reichensperger, Erinnerungen an Eduard Ritter von Steinle (1887) 102 hat sie kurz im Sinne von Steinle berührt. Ebenso A. M. von Steinle, Edward von Steinle und August Reichensperger (1890), 81—83. 90 f. und Edward von Steinles Briefwechsel mit seinen Freunden (1897) 1, 76—78. 90 f. 97 f.; 2, 314—317. 323. J. Kreitmaier, E. von Steinle (Die Kunst dem Volke Nr. 30 [1917]) war mir nicht zugänglich.

[1]) Nach einer mündlichen Mitteilung meines verstorbenen Kollegen Eduard Firmenich-Richartz, des Bonner Kunsthistorikers, eines Großneffen des Stifters, hätte Braun schon auf dessen Entschluß zum Bau großen Einfluß geübt. Das mag eine Familienüberlieferung sein, der jedoch das Bedenken entgegensteht, daß sich vor 1856 keine Spuren von Beziehungen Brauns zu Richartz finden, es sei denn, daß der Braun nahe befreundete Oberbürgermeister Stupp von Köln das Mittelglied gewesen wäre. Nicht einmal eine Einwirkung Brauns auf die Stiftung der Wandgemälde ist nachweisbar.

[2]) So gibt Reichensperger (Organ f. christl. Kunst 1864, 262) an, der als Kölner und nächster Freund Steinles Bescheid wissen mußte.

schildern[1]). Der Gedanke war gut, aber zur Ausführung bedurfte es umfassender Kenntnis der kölnischen Geschichte, die Steinle nicht haben konnte, weshalb diesem bei der Auswahl und Darbietung des Stoffes ein Historiker, der zugleich ein künstlerisch empfindendes Auge besaß, zur Seite sein mußte. Hier fand sich nun Braun als der vorzüglich geeignete Helfer.

Von Anfang (1856) an hat er sich dem Werke mit aller Hingebung gewidmet und unverdrossen bis zu seinem Tode für dasselbe gearbeitet. Mehrfache Reisen nach Frankfurt und Köln, Besprechungen mit Steinle, Richartz und Reichensperger in Bonn, schriftliche Entwürfe, Gutachten, Ratschläge legen Zeugnis davon ab. Der Inhalt der Gemälde ist zu einem großen Teile das geistige Eigentum Brauns, von dem auch die den Grundgedanken angebenden lateinischen Aufschriften herrühren[2]). Außer ihm und dem Künstler kommt kaum noch ein anderer in Betracht. Daß ihm dieser Einfluß zufiel, dazu haben verschiedene Umstände zusammen gewirkt. Durch den Oberbürgermeister Stupp, den politischen Gesinnungsgenossen und den alten Kampfgefährten aus der hermesianischen Zeit, dürfte ihm Richartz zugeführt worden sein[3]), der dann seit 1857 regelmäßig im Sommer einen längeren Erholungsaufenthalt in Bonn nahm und mit dem Professor herzliche Freundschaft schloß, so daß er als ein Glied des Hauses galt (der Neffe Firmenich an Braun 24. 4. 1861). Auf der anderen Seite vermittelte Reichensperger die persönliche Bekanntschaft mit Steinle, die immer enger und verständnisinniger wurde. Bei allen lag die tiefe Achtung vor des Menschen und Gelehrten und Kunstkenners überragender Bedeutung zu Grunde. Die Briefe von Steinle wie von Richartz hallen wider von Dank und Verehrung. Der Maler errichtete ihm im Bilde des Mittelalters „ein kleines Monument seiner Dankbarkeit“ trotz des Sträubens des also Geehrten, indem er dem Cäsarius von Heisterbach dessen Ge-

[1]) Steinle hat selbst eine Beschreibung geliefert in dem mehrfach aufgelegten „Verzeichnis der Gemälde des städtischen Museums Wallraf-Richartz“.

[2]) Brauns Absicht, eine Erklärung der Wandgemälde zu schreiben, wozu er der Berufenste gewesen wäre, ist nicht zur Ausführung gekommen, weil bei seinem Tode die Bilder auf der Wand noch nicht vollendet waren (Braun, Das Minoritenkloster . . ., Vorwort).

[3]) Braun (Das Minoritenkloster . . . 146) bemerkt: „Gleich nach dem Beginn [der Stiftertätigkeit] sind wir durch Zufall mit Richartz bekannt geworden und bald haben wir uns seines unbeschränkten Vertrauens zu erfreuen gehabt, in dessen Besitz wir bis zu seinem Lebensende geblieben sind.

sichtszüge lieh[1]). Er hatte ihm den Mönch und den Meister Eckehart zur Wahl gestellt; der Hermesianer wußte, daß der Vater der deutschen Mystik für ihn nicht passe, und zog den bescheidenen Fabulierer vor.

Brauns Verdienst erstreckte sich weiter. Zwischen dem Künstler und seinen kölnischen Auftraggebern traten wiederholt starke Spannungen auf, die zeitweilig das Werk sehr in Frage stellten. In der Steinleliteratur ist nun die Sache so dargestellt, als ob Reichensperger die ausgleichende Mittelsperson gewesen sei. Dies ist nur in sehr beschränktem Maße der Fall, insofern er nämlich beruhigend und ermunternd auf den Frankfurter Freund einwirkte und auch Braun in günstiger Stimmung zu erhalten suchte, dann insofern er öffentlich mit der Feder für Steinle eintrat. Aber bei Richartz und dem städtischen Ausschusse, der in Sachen des Museums zu entscheiden hatte, war er ohne Einfluß. Zwar hat Steinle versucht ihn hier als Schirmvogt einzuschieben, allein die Kölner Herren hielten ihn fern. Nicht bloß die persönliche Freundschaft mit Steinle und seine ausgeprägte Kunstauffassung werden das Hindernis gewesen sein, sondern auch der kirchliche und politische Gegensatz, von dessen Hineinspielen in diese Angelegenheit noch zu reden sein wird. Nein, der Professor war der Mann, der durch die Klippen zu steuern wußte. Auch sind die Steinle freundlichen Berichte nicht in allem gerecht, weil sie alle Schuld auf die Kölner werfen und selbst Braun als deren Verführten hinstellen.

Schon bei Aufsetzung des Vertrages kam es zu einem unangenehmen Zwiespalt. Steinle verlangte für das Werk, das sich mit den Vorarbeiten durch acht Jahre hinziehen sollte und auch hingezogen hat, 24000 Tlr., was schwerlich als zu übermäßig bezeichnet werden kann, während Richartz 10000 bis 11000 Tlr. weniger bewilligen wollte. Die rechnenden Kaufherren in Köln hatten sich von der Stadt Aachen den Vertrag, den diese mit Alfred Rethel für die Fresken des Rathaussaales abgeschlossen hatte, und der auf einen viel geringeren Preis lautete, geben lassen und gedachten diesen zu Grunde zu legen, ohne zu bedenken, daß Rethel ein junger Künstler war, dem es darauf ankommen mußte, durch ein großes Werk bekannt zu werden, während Steinle ein vielgesuchter und auf der Höhe des Schaffens stehender Meister war. Man nannte in Köln seine Bedingungen einen „Löwenkontrakt".

[1]) Es ist der schreibende Mann mit übergezogener Kapuze in der hintern Mitte der linken Seite (vom Beschauer aus gerechnet). Der Kopf des Oberbürgermeisters Stupp findet sich auch auf diesem Bilde.

Den empörten Künstler suchte Braun (17. 11. 1856) mit der Erklärung zu beschwichtigen, das habe „weniger dem Künstler als dem geübten Scharfsinn der Advokaten“ gegolten, die den Vertrag aufgesetzt. Steinle gestand ihm (21. 11. 1856): „Es wird mir schwer und ein Opfer kosten, gerade diese Kölner Aufgabe, welche so köstlichen Stoff bietet, wie ihn keine zweite deutsche Stadt aufzuweisen hat, aufgeben zu müssen.“ Indes blieb er fest und setzte seine Forderungen durch (Vertrag vom 29. 5. 1857).

Bald traten andere Schwierigkeiten peinlicher Art auf, bei denen das Unrecht auf seiten des Malers lag. Im Mai 1858 schickte Steinle die Farbenskizzen seiner drei letzten Bilder in die permanente Kunstausstellung zu Köln, und zwar unmittelbar an diese, anstatt zunächst an Richartz und die Stadt, wie er vertragsmäßig verpflichtet war, und begnügte sich damit, Richartz eine bloße Anzeige davon zu machen, ja er nahm die Skizzen auch wieder unmittelbar zurück, ohne sich um seine Auftraggeber zu kümmern. Zugleich zeigte er dem städtischen Ausschusse einfach an (9. 7. 1858), daß er nicht al fresco malen wolle, wie es ausbedungen war, sondern nach einem von ihm entdeckten Verfahren, das er für das der Alten hielt, in Öl und Wachs auf die trockene Wand; denn Fresken seien in unserem Klima nicht haltbar; sein „Entschluß“ stehe in dieser Hinsicht „fest“. Nicht bloß offenbare Eigenmächtigkeiten lagen vor, sondern es war auch sehr unklug von Steinle gewesen, die Bilder der öffentlichen Kritik, von der er wissen mußte, daß sie ihm nicht wohlwollend war, auszusetzen und durch die Skizzen anhaftende Unvollkommenheit das große Publikum sich ungünstig zu stimmen. Die in den Museumsfragen maßgebenden Herren, ohnehin durch das Vorgehen des Künstlers verschnupft, waren stutzig gemacht. Als Steinle auf sein Schreiben fünf Monate lang keine Antwort erhielt, meinte er gar (29. 11. 1858) daraus schließen zu dürfen, seine neue Malart sei angenommen worden. Nun flog in Köln das angesammelte Pulver auf. Der Ausschuß verlangte kurz und entschieden das Festhalten an der Freskotechnik und die Vorlage der Skizzen an ihn selbst zur Genehmigung. In den nächsten Monaten verdichtete sich der Widerwille zu dem Beschlusse, eine Auflösung des Vertrages herbeizuführen. Weil jedoch Steinle nur 4000 Tlr. von dem vertraglichen Honorar ablassen wollte, gab man die Absicht wieder auf, forderte jedoch energisch Änderungen an der Darstellung des Mittelalters — das erste Bild war schon im Vertrage genehmigt worden — und eine gänzliche Umarbeitung der beiden letzten Skizzen. Der

Künstler antwortete (8. 5. 1859) verletzt, aber würdig: „Man kündigte mir kurzweg den Vertrag und behandelte mich wie einen Arbeitsmann, mit dessen Tagesarbeit man nicht zufrieden war, ganz unbekümmert darum, was dazu das Recht, und noch viel unbekümmerter darum, was dazu die Kunst zu sagen habe." Er ist zur Ausführung des Vertrages bereit, wünscht aber über die Einzelfragen eine vorhergehende Verständigung und hierzu das Anhören von Sachverständigen. „Seltsam verworren," bemerkt er, „sprechen sich einige Artikel [der Presse] über meine Darstellungen aus, welche die Geschichte nach einem heutigen, rein persönlichen Standpunkte beurteilten und verurteilten und den Geist und die Objekte von früher mit den höchst individuellen Menschen von heute vertauscht sehen wollten." Steinle hatte nicht unrecht. In dem Ausschusse saßen lauter Herren, die von der Kunst der Malerei nichts verstanden, obschon die beiden Stadtbaumeister darunter waren, die sich übrigens sehr zurückhielten; der Vorsitzende, Bürgermeister Rennen, gestand selbst in einem Briefe nach Frankfurt, daß er nicht urteilsfähig sei. Der Maler Ramboux, der Konservator der städtischen Gemäldesammlung, wurde nicht zu Rate gezogen. Überhaupt sah es im damaligen Köln im Punkte der Kunst nicht zum besten aus. Aus der Unsicherheit in solchen Dingen erklärt sich vielleicht auch der seltsame Beschluß des Ausschusses (15. 2. 1859): „Von der Mißbilligung der hierher gesandten Farbenskizzen wird ihm [Steinle] vorläufig eine offizielle Mitteilung noch nicht zu machen sein," und erklärt sich ferner die Klage Steinles (6. 6. 1859), daß ihm über seine Kompositionen keine bestimmten Ausstellungen, mit denen sich etwas anfangen lasse, gemacht worden seien. Er sieht in den Verzögerungen das Bestreben, seiner „bei Ausführung dieser Arbeiten für das Museum loszuwerden." Nun endlich regte man sich in Köln und goß Wasser in den Wein: an dem Bilde des Mittelalters würden nur „geringe Veränderungen" gewünscht und über die anderen lasse sich mündlich reden.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo Braun mit seiner ruhigen und kundigen Tätigkeit einsetzen konnte. Der Ausschuß hatte ihm förmlich die Entscheidung über die endgültige Gestaltung des das Mittelalter behandelnden Gemäldes übertragen und Steinle ihm den Karton nach Bonn geschickt. Während Brauns Mitwirkung bei der Darstellung der römischen Zeit vorzüglich archäologische Einzelheiten betraf, griff er hier stark in die künstlerische Gruppierung ein. Der das Bild beherrschende Albertus Magnus war im ersten Entwurfe

etwas leblos, wie es scheint — der Entwurf liegt mir nicht vor[1]) —, auf einen Lehrstuhl gesetzt worden; nun erscheint er in stehender lebhaft bewegter Stellung. Die kölnische Mystik, die ja in der Tat für die Entwicklung der Kunst in Köln von Bedeutung gewesen ist, war übergangen worden, erhielt aber jetzt Vertreter in Eckehart und seinen Schülern. In der Darstellung des Hansabundes hatte Steinle den Hintergrund mit massenhaft angebrachten bunten Fahnen der Hanse ausgefüllt, was man in Köln als zu äußerlich getadelt hatte, während der Maler dadurch gerade Bewegung und Farbe hatte hineinbringen wollen, um die Lebendigkeit des Mittelalters im Gegensatze zur römischen Ruhe auf dem ersten Fresko auszudrücken. Die Fahnen mußten verschwinden und machten einem Ausblick auf den Rheinstrom und die Landschaft Platz. Steinle sträubte sich etwas, bat aber darin keinen „Eigensinn oder Künstlerstolz und Eitelkeit" zu sehen, über die er hinaus sei, wie er auch anderseits gewiß sei, daß Braun ihm „ein Wort der Verständigung gönne" und „es verstehen werde" (31. 11. 1859). Indes fügte er sich[2]) und konnte an Richartz (17. 3. 1860) melden, „wie angenehm es ihm gewesen, die Zustimmung des Professors Braun für diese Arbeit in solchem Maße zu erhalten." Richartz war entzückt. Er schrieb nach Bonn (26. 4. 1860): „Tausend Dank in meinem und der ganzen Stadt Köln Namen für den schönen Entwurf des zweiten Bildes. Dasselbe hat mir außerordentlich gefallen, und es ist hier nur eine Stimme darüber von denjenigen, welche ihn gesehen, und darunter war auch zufällig Dr. Wolfgang Müller" [von Königswinter]. Der letztere versuchte doch nachträglich noch Verbesserungsvorschläge unmittelbar beim Maler anzubringen.

Die Entwürfe des dritten und vierten Bildes[3]), von denen jenes

[1]) Beschreibung nach dem „Frankfurter Museum" im Organ f. christl. Kunst 1858, 46 f.

[2]) Jedoch unter kräftiger Geltendmachung seines künstlerischen Gewissens, wie er von vornherein Braun (6. 10. 1857) nicht verhehlte und namentlich die archäologische Genauigkeit, die jener verlangt hatte, aus malerischen Gründen ablehnte, weil „ein Bild doch nie eine kritische Abhandlung werden kann". Braun überschüttet ihn für die Darstellung des Mittelalters mit einem „aufgehäuften Reichtum" von Ideen und Vorschlägen, für die der Raum nicht ausreichte, weshalb Steinle forderte, ihm „einiges Verständnis, seiner Natur einige Selbständigkeit, die sich gern einem großen Herkommen fügt, zuzutrauen". Wenn die Kölner Herren nicht zustimmen wollten, so müsse er wohl sie bitten, „seine Arbeiten Herrn Peter von Cornelius vorzulegen" (an Braun 8. 2. 1860).

[3]) Beschreibung dieser ursprünglichen Entwürfe aus dem Frankfurter Museum abgedruckt im Organ f. christl. Kunst 1858, 118—120.

die Renaissance und die Frühromantik, dieses den Ausbau des Domes zur Anschauung bringen sollte, stießen in Köln auf starken Widerspruch. Die Dinge spitzten sich zu, da Steinle von vornherein erklärt hatte, nur Änderungen in einzelnen Nebensachen, nicht aber im ganzen zuzulassen; denn „eine Abänderung in diesem Sinne würde eine Alteration der notwendigen Ökonomie des ganzen Bildwerkes in sich schließen“ (an Stupp 9. 9. 1862). Der Künstler geriet überdies in eine übele Laune, da man in Köln seine Arbeiten auch äußerlich nicht mit gebührender Rücksicht behandelte; so erhielt er seine Zeichnungen der beiden Wappenhalter Marsilius und Agrippina „nicht allein beschmutzt, sondern auch, weil ohne Holzrolle, völlig zerknittert“ zurück. Wiederum wandte sich der Ausschuß in seiner Not an Braun. Dieser war zu einer Vermittlung wenig geneigt. „Seit dem Tode des Herrn Richartz“ (22. 4. 1861), klagte er Steinle (4. 11. 1862), „ist meine Stellung zu dem Museum eine ganz andere geworden.“ Aber auch anderes schien ihn zur Zurückhaltung zu nötigen; „denn bis zum künftigen Herbste kann sich vieles ändern und daß diese Veränderungen in Köln wünschenswerte sein werden, ist nicht zu vermuten“ (12. 11. 1862); er meinte den bevorstehenden Rücktritt seines Freundes Stupp als Oberbürgermeister. Indes flößten ihm auch in der Sache gelegene Gründe schwere Bedenken ein. Er schrieb an Steinle (4. 11. 1862): „Das Ersuchen der Stadt Köln, welches nun neuerdings an mich ergangen ist, ist ein ganz eigentümliches. Das Komitee hat sich gegen beide Entwürfe erklärt, ich soll mich gutachtlich äußern. Mein Gutachten ist aber in dieser Beziehung völlig gleichgültig; denn das Komitee wird nicht von seiner Absicht abgehen, wenn ich mich auch gegen seine Ansicht und sein Urteil aussprechen sollte. Aber kann ich das? Ich kann Ihnen nicht sagen, verehrter Herr Professor, wie ungemein leid, wie überaus schwer es mir ist, mich nicht so aussprechen zu können, wie Sie es wünschen. Doch Sie sind zu edel, als daß ich befürchten müßte, Sie zu beleidigen, wenn ich Ihnen meine ehrliche Meinung sage ... Die Idee zu dem einen Bilde, dem mit der Kreuzblume, stellt dem Künstler eine Aufgabe, welche unlösbar ist. Die Figuren stehen vor einem toten Gegenstande, und dieser tote Gegenstand kann dem Bilde kein Leben geben. Die Figuren können nicht anders stehen, als sie stehen, ohne Handlung, ohne Bewegung, und die Stellung des Königs ist auf die Dauer für ihn nicht auszuhalten. Doch ich will auf das einzelne nicht eingehen, das ließe sich nur mündlich besprechen. Aber gestatten Sie mir eine allgemeine Bemerkung, daß ich es weit leichter

finde, zehn Bilder wie die beiden großen zu erfinden, als aus der Kreuzblume ein Bild in dem gewollten Sinne zu machen."

Jedoch erstattete er das Gutachten und drang damit in Köln durch, und Steinle teilte ihm sofort (24. 11. 1862) seinen Entschluß mit, „eine ganz neue Komposition zu machen." Auf diese hat nun Braun sehr bestimmend eingewirkt, aber man kann nicht sagen, daß er dabei nach der inhaltlichen Seite eine durchaus glückliche Hand gehabt hätte. Er hat die Anna Maria Schürmann in das Bild gebracht, die doch trotz ihrer Gelehrsamkeit nur eine religiös überspannte Frau war und vor allem mit Köln nichts anderes zu schaffen hat, als daß dort ihre Wiege gestanden. Dagegen an den großen Rheinländer Joseph Görres wurde nicht gedacht, obwohl er durch sein machtvolles Eintreten für den Fortbau des Domes einen Ehrenplatz unter den Romantikern verdient hätte, der ihm auch in Köln gewünscht wurde[1]). Am stärksten sind Brauns Anschauungen zum Ausdruck gekommen in der Stelle, die Friedrich Schlegel im Bilde einnimmt. Er ist geradezu der Mittelpunkt, der örtliche und geistige, der Schlüssel der ganzen Komposition. Schlegel ist dargestellt, wie er die Führer der kölnischen Kunstromantik, die Gebrüder Boisserée und Johann Baptist Bertram belehrt, und Ferdinand Wallraf ist in erwartungsvollem Vorschreiten auf ihn begriffen. Entspricht dies der geschichtlichen Wahrheit? Man glaubt es auch jetzt noch[2]), aber in Wirklichkeit liegt die Sache umgekehrt[3]). Es läßt sich nur sagen, daß er die Ideen gestaltet und vertieft hat, die jene durch ihre Begeisterung für die Kunst des Mittelalters in ihm anregten. Braun hielt nicht viel auf die beiden Boisserées. „Aus dem Briefwechsel" [mit Goethe], bemerkt er an Steinle (17. 12. 1862), „geht doch nur eigentlich hervor, daß Sulpiz und Melchior nichts als Kaufleute waren, die eine Bildersammlung machten, und der alte Goethe hatte ein Interesse, einen Briefwechsel zu unterhalten, um sich auf einem Gebiete fortwährend zu orientieren, was ihm sonst

[1]) Bürgermeister Rennen an Steinle 9. 1. 1863. In seinem ersten Entwurfe hatte Steinle Görres angebracht, aber Rennen hatte ihm erklärt, dieser „gehöre da gar nicht hin" (Steinle an Braun 10. 11. 1862).

[2]) J. Hansen in „Wallraf Richartz-Museum der Stadt Köln" (1911) 10: „Schlegels Einfluß auf das damalige Kölner Geistesleben kann nicht leicht überschätzt werden. Seiner persönlichen Einwirkung in Paris ... und daran anschließend dem mehrjährigen vertrauten Umgang mit ihm in Köln verdankt Sulpiz Boisserée seine erfolgreiche Laufbahn als Kunstsammler und Kunstschriftsteller."

[3]) J. Hashagen in „Geschichte des Rheinlandes" (1922) 2, 348.

fern lag, und es scheint, daß er bei alledem den Schalk machte, wenn er von der herkömmlichen Klugheit des Sulpiz sprach, mit welcher dieser alle behandelte, und wenn er an einer anderen Stelle ‚Gewinn aller Art' wünscht. Man sagt mir, man hoffe, die Korrespondenz werde die Boisserées, deren Ruhm sehr gesunken sei, wieder heben. Diese Wirkung hat die Korrespondenz auf mich nicht . . . Es ist daher ganz gerechtfertigt, wenn der Kaufmann in beiden Bildern durchscheint"[1]). Der Künstler hat dem Rechnung getragen, indem er den Brüdern ein kaltes und etwas gelecktes Äußere verlieh oder, wie Braun es ausdrückte, dem einen „die Glacéhandschuhe bis über die Nase und Stirne" zog, während er Bertram nachlässig auf die Kante eines Zeichentisches setzte und ihm Pantoffel an die Füße gab. In seiner dankbaren Verehrung für Schlegel überschätzte Braun vielleicht diesen, wenn er schrieb: „Friedrich von Schlegel ist für die Wiedererweckung der christlichen Kunst das geworden, was Winckelmann für die Wiedererweckung der Kunst des klassischen Altertums geworden war" (Raffaels Disputa 153f.). Deshalb erscheint auf dem Gemälde Winckelmann zur Seite gerückt und Schlegel den Rücken zugewendet, damit beschäftigt die Laokoongruppe zu erklären[2]).

Das Entstehen der Fresken[3]) war vom ersten Augenblicke an

[1]) Es muß auffallen, daß Braun zu den Gebrüdern keine Beziehungen unterhielt, obschon sie jahrelang in Bonn lebten, und er dem Sulpiz einstmals in Rom nahegetreten war (Sulpiz an Melchior, Rom 16. 4. 1838, empfahl Braun „zu freundlichster Aufnahme in allen Gefälligkeiten"). Wie mir der verstorbene Professor Eduard Firmenich-Richartz in Bonn, der genaue Kenner der Tagebücher des Sulpiz, versicherte, ist Braun darin nur kurz erwähnt bei Nennung Bonner Professoren.

[2]) Steinle an Braun (Köln 20. 9. 1862) bemerkt bezüglich der zwei letzten Bilder, daß „gerade diese Entwürfe schon auf Grund früherer Besprechungen zwischen uns ja in der Hauptsache nach Ihren Ideen entstanden sind". Auch bei der Stoffauswahl für die Sockelbilder dürfte Braun tätig gewesen sein; hierfür spricht die Aufnahme des Johannesfestes der Kölner Mädchen, mit dem sich der Archäologe in jenen Jahren gerade beschäftigte (S. oben S. 494). Die großen Gemälde dachte er sich eingerahmt von Arabesken, untermischt mit kleinen geschichtlichen Gegenständen, und machte dazu in einem Briefe an Steinle (o. D.) eine Menge von Vorschlägen, meist scherzhafter Natur, die wie „Knallbonbons" beim Mahle wirken sollten. Ihm schwebte dabei wohl das Beispiel der Wandmalereien der Bonner Universitätsaula vor, wo jedoch die Gemälde als Wandteppiche gedacht sind und deshalb einer Borte bedurften, was in Köln nicht zutraf. Der Künstler ist denn auch mit Recht auf diesen Gedanken nicht eingegangen.

[3]) Alle Bilder sind veröffentlicht in „Edward v. Steinle, Des Meisters Gesamtwerk in Abbildungen" (1910) Nr. 598—612.

bis zum Schluß von Anfeindungen begleitet, die sich gegen die Person des Meisters und sein Werk überhaupt richteten. Öffentlich und noch mehr im geheimen wurde dagegen gearbeitet. „Sie wissen nicht," schreibt Braun an Steinle (4. 11. 1862), „wieviel Mühe ich dem Herrn Richartz gegenüber gehabt habe, auf den von entgegengesetzter Seite förmlich eingestürmt wurde." In die Opposition hatte man „alle möglichen Kreise bis zum Regierungspräsidenten hinauf hineinzuziehen verstanden" (Steinles Briefwechsel 2, 316). Reichensperger kennzeichnet die Opposition in folgender, vielleicht allzu polemisch zugespitzter Weise (Organ f. chr. Kunst 1858, 175): „Unseren Lesern wird es noch eingedenk sein, welcher Rumor bei dem ersten Auftauchen der Kunde entstand, daß der großherzige Gründer des Museums dem Maler Steinle die Ausführung des Kunstwerkes zu übertragen beabsichtige. Aus den verschiedensten Tonarten wurde in allen nur irgend zugänglichen Blättern das Thema variiert: für Heiligenbilder und dergleichen möge Herr Steinle allerdings ganz vorzüglich geeignet sein, eine Aufgabe, wie die in Rede stehende aber erfordere einen Mann des Zeitbewußtseins, des Fortschritts, der höheren philosophischen Weltanschauung oder wie die landläufigen Phrasen sonst lauten mochten. Nicht undeutlich ließ man zugleich die Besorgnis durchleuchten, daß durch solche Bevorzugung Steinles das ultramontane Element in Köln einen gar bedenklichen Vorschub erhalten werde, zumal es gleichzeitig im Werke sei, einen Geistlichen [Ennen] — der denn auch nicht minder eifrig angebellt ward — mit der Stelle eines städtischen Archivars zu betrauen." Nach der Ausstellung der Farbenskizzen „konnte man jetzt statt der Person die Sache aufs Korn nehmen." Es begab sich nun aber der fatale Zwischenfall, daß gleich nachdem die Entwürfe fertig waren, in mehreren namhaften Blättern, die man unmöglich des Ultramontanismus oder des ‚Nazarenertums' bezichtigen kann: dem Frankfurter Museum, der dortigen Postzeitung, dem deutschen Kunstblatte usw., und von Kunstkennern ersten Ranges, wie z. B. D. Passavant [Deutsches Kunstbl. 1858, 165], die günstigsten Beurteilungen über diese neuesten Schöpfungen des altbewährten Meisters laut wurden, so daß die oben näher bezeichneten systematischen Gegner nicht eben leichtes Spiel hatten. Sie beschränkten sich denn auch zunächst auf einige sauersüße Artikelchen, lobten dieses und jenes, wenn auch möglichst kühl, um anderes mit um so größerem Fuge bekritteln zu können, fanden, daß hier etwas zu wenig, dort etwas zu viel, anderwärts etwas an der unrechten Stelle oder überhaupt zur

Ungebühr angebracht sei; kurz man versuchte sich in einem mäßigen Tirailleurfeuer, um dem Meister und seinen Freunden doch wenigstens einigermaßen die Freude zu verderben." Schon 1856, ehe noch jemand einen Strich von den Zeichnungen gesehen hatte, tauchte der Vorwurf auf, „aus einem Museumstreppenhaus solle eine Kapelle gemacht" werden (Steinle an Braun 7. 7. 1856).

Durch die unablässigen Angriffe erklären sich auch zum Teil die vielen Hemmnisse, die der Künstler vom Komitee her erfuhr, womit indes nicht gesagt sein soll, daß die Kritiken ganz unberechtigt gewesen wären. Eine weitere Wirkung war, daß man gegen den Fortgang des Werkes in steigendem Maße gleichgültig wurde und damit dem Künstler seine Arbeit vergällte. Er klagte Braun (20. 9. 1862): „Es ist vollkommen der Wahrheit getreu, wenn ich hier bemerke, daß keines der Komiteemitglieder weder im vorigen noch in diesem Jahre sich auch nur einmal um meine Arbeiten im Museum umgesehen hätte." Und wiederum schreibt er ihm (15. 11. 1862): „Rennen ist der einzig Tätige in der Sache, hat aber z. B. den ganzen vorigen Sommer nicht einmal hinter meinen Vorhang gesehen. Welche Gründe er zu seinen Peinlichkeiten hat, weiß der Himmel. Mir sollen sie übrigens die Freude an einer Arbeit, bei der ich die heutige Fortschrittspartei nicht im Auge habe, nicht verkümmern." Wie weit diese Anspielung auf die politische und weltanschauliche Richtung Rennens hier begründet war, läßt sich nicht feststellen. Braun (an Steinle 12. 11. 1862) meinte: „Ich habe keine Ursache, als Advokat des Herrn Rennen Ihnen gegenüber aufzutreten. Ich glaube aber doch, daß er nicht aus sich allein spricht und daß er mehr gedrängt und getrieben wird, als daß er lediglich seine individuelle Meinung geltend mache."

Ein Moment ist in dem Kampfe gegen Steinle nicht außer Acht zu lassen, der Neid des Düsseldorfer Wettbewerbes. Die dortige, von der Staatsregierung eifrig geförderte Kunstakademie mußte das Rheinland als nächstes und natürliches Arbeitsgebiet betrachten, und die in jenen Jahren im ersten Aufschwung begriffene und das Fresko pflegende Nazarenerschule Düsseldorfs mußte auf große Aufgaben erpicht sein. Dazu kam ein künstlerischer Gegensatz zwischen ihr und dem Frankfurter Meister, der ihr „Sentimentalität und Kunstpietismus" vorwarf (Briefwechsel 1, 87). Dieser führt das Schwanken von Richartz und gar den Versuch den Vertrag rückgängig zu machen, auf einen „Intrigenwind" zurück, der von Düsseldorf her blase, und spricht von einer „eifrig minierenden kleinen Partei, die sich die Kölnische

Zeitung als Sprachrohr ihres von Düsseldorf inspirierenden [!] Vorkämpfers, eines gewesenen Malers, der aus Ärger über seine negativen Erfolge Kunstschriftsteller geworden[1]), zu sichern gewußt hatte" (ebd. 90f.). Ebenso weist Reichensperger (Erinnerungen 102) auf die Düsseldorfer hin. Diese hatten auch versucht, Steinle von der ihm übertragenen Ausmalung der Ägidienkirche in Münster wegzudrängen (Briefwechsel 1, 87).

Ein Angriff mit grobem Geschütz ward in den Leipziger „Grenzboten"[2]) unternommen. Der ungenannte Verfasser ist kunstgeschichtlich gebildet und in der Geschichte Kölns nicht unbewandert, und die Ausstellungen, die er an den — wohlbemerkt ursprünglichen — Skizzen macht, sind vielfach berechtigt. Das Ganze aber ist höchst ungerecht und parteiisch. Trotzdem die „glänzende Begabung" Steinles anerkannt und auch zugegeben wird, daß er „im Rheinland beliebt und bekannt" sei, soll doch seine Arbeit unfreiwillig „spaßhaft" sein und zu den „faulsten Früchten moderner Kunst" gehören. Mit humoristischen Wendungen, denen das Gezwungene schon von weitem anzusehen ist, sucht der Kritiker dies zu erweisen. Seine Tendenz tritt offen in dem plumpen Schluß zu Tage: „Von jenen, die über den Museumsbau zu Köln zu entscheiden haben, verlangen wir, daß sie sich selbst und ihre Stadt nicht herabwürdigen durch die monumentale Verewigung von Einfällen, die nicht witzig genug sind, um das Kränkende, was in ihnen liegt, vergessen zu machen." Die Einfälle bestehen nach ihm in dem Gedanken die kölnische Kunstgeschichte darzustellen. Statt dessen will er als Gegenstand den typischen Hergang beim Bau einer mittelalterlichen Kirche, eine Festlichkeit bei Übertragung von Reliquien und den Bürgeraufstand von 1074 genommen wissen. Gleich als ob solche Dinge mit der Ausschmückung eines Museums etwas zu schaffen hätten! Reichensperger nahm den Aufsatz vor (Organ f. chr. Kunst 1858, 175—178), beging aber den Fehler ihn nur mit Spott

[1]) Soll das etwa auf Ernst Förster zielen? Bedenken erregt hiergegen die Erwägung, daß dieser sich schwerlich für die spätern Düsseldorfer erwärmt hat und als Corneliusschüler wohl wenig geneigt war, gegen den von Cornelius begünstigten Steinle aufzutreten, ferner in der fraglichen Zeit nicht am Rheine lebte und deshalb die Steinle'schen Skizzen wahrscheinlich nicht gesehen hat. Vielleicht ist ein gewisser Becker gemeint, ehemals Maler in Düsseldorf, dann in der Glasmalereianstalt von Baudri in Köln beschäftigt, der als Kritiker literarisch gegen Steinle aufgetreten war (A. v. Steinle, E. v. St. u. A. Reichensperger 92).

[2]) Jahrg. 17 (1858) 1. Semester 2. Bd. 441—451: Steinles Freskoentwürfe für das kölnische Museum.

zu behandeln und die begründeten Einzelbedenken unberührt zu lassen.

In demselben Tone ist die Entgegnung gehalten (ebd. 1864, 261—264), die Reichensperger einem Artikel der Kölnischen Zeitung (1864 Nr. 288, 2. Blatt) widmete, der erst nach Vollendung der ganzen Bilderfolge erschien, und in dem sich der Ärger der antiklerikalen Kreise Kölns, der „vox populi", wie es verhüllend hieß, über das Werk aussprach. Die letzte Quelle der Mißstimmung sprudelt deutlich auf, wenn z. B. darüber gejammert wird, daß der Maler „seiner lieben Geistlichkeit einen Raum gegeben, neben dem alles übrige weniger ins Gewicht fällt"[1]). Das soll ein Fehler in der Darstellung des Mittelalters sein! Der Artikel, der übrigens auch einiges Wahre, jedoch in starker Übertreibung enthält, ist weniger auf die „besondere Weise und Richtung des Meisters" gemünzt, der nun einmal „Vorliebe für das kirchliche Kunstgebiet, worauf er Vortreffliches geleistet habe, und die Neigung zu romantischer Poesie" besitze, den aber die „Wirklichkeit kalt lasse". Die Pfeile sind vielmehr auf den toten Braun abgeschnellt. Wir wissen, sagt der Verfasser, daß manches in den Fresken dem Künstler „nicht angehört, und daß gelehrte Männer seine Gedanken geleitet und seinen Gang vorgeschrieben und auch wohl gehemmt haben." Dieser kölnischen Kunstgeschichte sei „eine gewisse theologisch-philosophische Trockenheit von ihren geistigen Vätern anerzeugt". Zum Beweise beruft er sich auf die Überschrift des ersten Bildes, nicht ahnend, daß gerade diese einer Stelle des Plinius (Hist. nat. 34, 9) in wörtlicher Anlehnung nachgebildet war. Reichensperger konnte mit Recht entgegenhalten: „Diejenigen, die Braun näher gestanden oder auch nur einen Blick in seine Schriften geworfen haben, wissen, daß nichts ihm weniger eigen war als theologisch-philosophische Trockenheit, daß er ein weites Gebiet des Wissens umfaßte und sich auf demselben nie anders als in geistreicher, nicht selten witziger Art erging." Ein seltsames, halb gutes, halb schlimmes Zeugnis stellt der Kritiker seinem eigenen Kunsturteile aus durch den Ausruf: „Die Fresken,

[1]) Schon früher war es Steinle, wie er an Braun (6. 11. 1862) schreibt, „auf vielfältige Weise von andern Seiten" zu Ohren gekommen, daß man in Köln gegen die „Darstellung der geistlichen Personen" sei. In diesem Briefe schüttet er dem Professor, dem er so „viel guten und verständigen Rat" zu danken habe, sein Herz über die Böotier in Köln aus, die ihm mit Richartz als einer „Kunstauktorität" aufspielen, aber „sich wenig um seine Arbeiten umgesehen haben, daß ihnen auch jeder Begriff von der Art und Weise, wie solche Arbeiten entstehen, abgeht", statt dessen mit „Kontrakt und Protokollen drohen".

welche Rethel in Aachen ausgeführt hat, wie anders wirken sie in ihrer schlichten Einfachheit, und diejenigen, welche Kehren dort ausführte, wie vollendet sind sie in malerischer Durchbildung!" So wahr es ist, daß Steinle die Größe des Rethel'schen Stiles nicht erreicht, so erhaben ist sein Werk über den Klingklang Kehrens. Und schließlich mußte doch auch der übelwollende Artikelschreiber einräumen: „Der Gesamteindruck des Treppenhauses ist ein sehr reicher und glänzender." Welche Verwirrung solche Parteikritiken in engen Köpfen anrichteten, mag man daraus ermessen, daß allen Ernstes 1864 im Kölner Stadtrat der Antrag gestellt wurde, die beiden letzten Fresken zu vernichten (E. v. Steinle u. A. Reichensperger 92).

Die unbefangen urteilende Kennerschaft sprach sich anders über die größte aller monumentalen Schöpfungen Steinles aus und sah darin nicht bloß ein feierliches Dekorationsstück, sondern eine wirkliche künstlerische Leistung. Auf den internationalen Kunstausstellungen in Brüssel und Wien wurde sie mit einem Preise ausgezeichnet (ebd. 83) und Peter v. Cornelius sagte beim Anblick der Fresken: „Ah, das ist doch einmal keine gemalte Komödie!" (Steinles Briefwechsel 1, 97.) Wie zum Proteste gegen die von Düsseldorf genährten Umtriebe umarmte und küßte auf dem dortigen Künstlerfeste der Altmeister öffentlich den Schüler — eine Genugtuung auch für Braun.

Dieser hat, wie an der Gestaltung der Malereien, so auch an der Ausstattung der Außenseite des Museumsbaues mit elf Statuen einen sehr großen Anteil gehabt. Nicht allein wurde ihm die Bestimmung der darzustellenden Persönlichkeiten anheimgegeben, durch die Köln in seiner „mannigfachen Beziehung zur Politik, zur Kirche, zur Wissenschaft, zur Kunst und in seinen verschiedenen Epochen" (Braun, das Minoritenkloster . . . 155) vorgeführt werden sollte, sondern auch die Begutachtung der Modelle übertragen. Der Entwurf seiner sehr ausführlichen und strengen Beurteilung liegt noch zu einem großen Teile vor. Er zeigt, wie hohe, an Michelangelo gebildete Anforderungen er an die plastische Formgebung stellte. Ein Bildhauer von dem Range Gustav Bläsers in Berlin, des Schöpfers der Statue Friedrich Wilhelms IV. auf der Kölner Rheinbrücke, die Cornelius für das „beste Reiterbild der neueren Zeit" erklärte[1]), fand es nicht unter seiner Würde, den Theologen um Quellenangabe für die Charakterisierung der ihm übertragenen Bilder der Agrippina und der hl. Helena zu bitten. Auch in der Statuenfrage machte sich der Gegensatz der laikalen und

[1]) H. Riegel, Peter Cornelius (1883) 24.

klerikalen Stimmung unter den Kölnern bemerkbar und nahm eine beinahe komische Form an. Die einen wollten Bruno I. und Engelbert den Heiligen als Herzöge, die anderen sie als Erzbischöfe aufgefaßt sehen. Hier standen Braun und sein Wortführer Ennen auf der Laienseite, weil die beiden Kirchenfürsten die weltliche Hoheit im Erzstift sinnbilden sollten, der erste als ihr Begründer, der zweite als ihr machtvollster Vertreter. Nach langem Streiten machte man schließlich halbpart; man gab dem Bruder Ottos d. Gr. den herzoglichen Mantel und beließ dem Grafen von Berg sein Bischofsgewand, beschloß aber, um die geschichtliche Parität etwas zum Rechte kommen zu lassen, dem einen die Mitra, dem andern den Herzogshut zu Füßen zu legen.

Einen eigentümlichen Plan verfolgte Braun für die Ergänzung der Bildersammlung des Museums durch die Malerei der Gegenwart[1]). Ein Saal „der Zeitgenossen" sollte Tafelbilder mit Gegenständen aus der kölnischen Geschichte von den „ausgezeichnetsten Malern der Gegenwart" nebst deren Bildnissen vereinigen, und so ein „Pantheon deutscher bildender Künstler" geschaffen werden. Es wurden zunächst drei ausersehen: Cornelius, Overbeck und Philipp Veit, weil sie sich „in hervorragendem oder epochemachendem Grade um die Kunst verdient gemacht"; ihre Porträts hätten sie gegenseitig zu malen. Ein Bildnis Friedrich Schlegels, der „vor allen anderen Gelehrten Deutschlands den Geist der mittelalterlichen Poesie, Architektur und bildenden Kunst aufgeschlossen ... und gerade in Köln den fruchtbarsten Boden für seine Ideen gefunden" habe, sollte wie ein Genius darunter thronen. Richartz, für die Idee warm gemacht, war bereit je 1000 Tlr. für die drei Gemälde zu zahlen. Sein baldiger Tod hemmte die Ausführung, aber auch ohne diesen wäre sie schwerlich gelungen. Wie Cornelius sich dazu stellte, erfahren wir nicht. Overbeck wollte nur ein religiöses Gemälde liefern, weil er „in vorgerücktem Alter aus seiner Sphäre nicht heraustreten" könne, und lehnte seine Mitwirkung zu den Porträts gänzlich ab, „indem er allzu gut aus Erfahrung wisse, daß Bildnismalen nicht seine Sache sei." Veit stimmte nur mit halbem Herzen zu, da die Kölner Geschichte ein ihm fremdes Feld sei und er zudem „einige Bedenken habe wegen der leicht ver-

[1]) Die Quelle sind folgende Briefe: Braun an Cornelius 17. 11. 1860, Veit an Braun 6. 10. 1860 und 22. 4. 1861, Overbeck an Braun 1. 12 1860, Richartz an Braun 19. 2. 1861, Steinle an Braun 14. und 18. 9. 1862, ferner Braun, Das Minoritenkloster ... (1862) 156.

letzten Genossen, die es am Ende falsch deuten könnten, wenn die malende Trias von der alten Firma allein figuriere." In der Tat stellt Brauns Idee in ihrer, wenn auch nur vorläufigen, Beschränkung auf die Nazarener eine arge Einseitigkeit dar, die nur dadurch in milderem Lichte erscheint, daß sie damals in geistig sehr hochstehenden Kreisen geteilt wurde. Friedrich Wilhelm IV. ließ für seine Absicht, in dem zu erbauenden Berliner Dom die Erwartung des Weltgerichtes zur Darstellung zu bringen, durch Radowitz nur die drei genannten Meister und außerdem noch Steinle zu Entwürfen auffordern[1]). Unter den Romantikern galt die religiöse Kunst der römischen Schule als die Kunst schlechthin. Welch einen Lärm, und nicht mit Unrecht, würde die Ausführung des Braun'schen höchst „klerikalen" Gedankens in Köln und aus anderem Grunde auch in Düsseldorf erregt haben! Aber die energische Art seines Urhebers kümmerte sich um dergleichen Dinge nicht, wenn sie auf dem Boden einer festen Überzeugung ruhte. Schon früher hatte er das Bekenntnis abgelegt: „Die neuere christliche Schule, an deren Spitze Cornelius, Overbeck, Philipp Veit stehen, durch christliche, patriotische und romantische Ideen angeregt, nahm den abgebrochenen Faden [der alten Kunst] wieder auf" (Raffaels Disputa 153).

Vernimmt man solche Worte, so könnte man auf die Meinung kommen, einen Kunstromantiker von reinstem Blute vor sich zu haben. Das zu sein, davor bewahrte den Mann sein historischer Sinn, der ihn neben dem Absoluten auch das Relative in der Kunst, deren Bedingtheit durch die allgemeine Kultur eines Zeitalters sehen ließ. Er äußert einmal in Bezug auf antike und mittelalterliche Architektur: „Dieselben charakteristischen Eigentümlichkeiten, welche sich in der römischen Baukunst als Herrschaft des Gesetzes der kalten Symmetrie, in dem scharfen abgemessenen Verhältnisse der Teile zueinander und zum Ganzen, in der gotischen hingegen in der unendlichen Fülle der schöpferischen Phantasie, in der bewundernswerten Verschmelzung des Großen, des Gewaltigen, des Unermeßlichen mit dem Kleinen, Zierlichen und Künstlichen offenbart, treten uns auch in der entsprechenden Gestalt, hier in dem christlich-germanischen Staatengebäude und dort in dem altrömischen Staatssystem entgegen" (Die Kapitole 1). Der gotische Dom ist, meint er anderswo, „das Symbol des mittelalterlichen Geistes. Wie das reiche architektonische Leben seiner breiten, starken Basis die mittelalterliche Gemeinde, so sinnbilden die beiden das ganze

[1]) M. Howitt, Friedrich Overbeck (1886) 2, 276—278.

Gebäude hoch überragenden Türme das Kaisertum und das Papsttum. Das sind die beiden Endpunkte, in welchen die allgemeine Bewegung, die mannigfaltigsten Szenen in der scheinbar buntesten Unordnung auslaufen. Und worauf ruhte dieses Gebäude? Auf Glauben und Gehorsam" (Deutschl. und die deutsche Nationalvers. 78). Aus seiner Einfühlung in den Geist der Gotik heraus schreibt er: „Es war ein tiefsinniger Gedanke, welcher uns sagte, die Steine wüchsen wie die Pflanzen, nur still und unbemerkbar, und der schöne Gedanke hat sich in unseren alten gotischen Denkmalen, welche aus der Zeit dieses kindlichen Glaubens stammen, erhalten, die vor jedem, wer nur den aufgeschlossenen Sinn dazu mitbringt, wachsen, organisch wie die Bäume und die Blumen aus ihren Kernen sich entfalten . . ., während der Fortschritt der Zeit in den Baudenkmalen gleicher Art, welche die Gegenwart errichtet, alles mit einem einfachen Nebeneinander und Aufeinander, kurz mit dem mechanischen Prinzip vollbringt. Aber möchte ein neuer Pygmalion sich in Flammen auflösen, es würde ihm nicht gelingen, einem solchen Kunstwerke Geist und Leben einzuhauchen" (Berliner Briefe 7). Dies könnte der Erzgotiker Reichensperger geschrieben haben, aber Braun schreibt auch in Bewunderung der griechischen Antike: „Jener Voraussetzung, welche nichts für die Entstehung, Entfaltung, Blüte der Literatur und Kunst verlangt, als die freie, ungehemmte Entwicklung der menschlichen Natur, entspricht die griechische Literatur und Kunst vollkommener als irgendeine andere." In ihrer inneren Harmonie „liegt der Schlüssel der Erklärung, warum die Völker, wenn die Fackel des guten Geschmacks erloschen war, immer wieder in die Hallen griechischer Kunst herabstiegen, um sie von neuem anzuzünden" (Das Portal zu Remagen, Widmung). Den Wert des Neuklassizismus für die deutsche Kultur seiner Zeit erkennt er mit den Worten an: „Indem Winckelmann die alte Welt der Kunst entdeckte, den Zauber löste, welcher den Sinn derselben verschlossen hielt, wurde er zugleich neben Klopstock und Lessing der Stifter der deutschen Literatur" (ebd.).

Es ist selbstverständlich, daß ein Mann, der ein so nahes und innerliches Verhältnis zur Kunst, namentlich zur Malerei hatte, auch in seiner Häuslichkeit deren Luft zu atmen trachtete. Braun besaß eine Gemäldesammlung[1]), die jedoch entsprechend seinen bescheidenen

[1]) Sie ist, einige wenige und nicht bedeutende Stücke abgerechnet, jetzt im Besitze des Herrn Landgerichtspräsidenten Dr. Braun in Braunsberg, der mir ein Verzeichnis des Vorhandenen zustellte, wofür ich auch hier geziemenden Dank

Mitteln nur etwa dreißig Bilder umfaßte und bloß dem Schmucke der Wohnung diente. Er war nicht eigentlich Sammler[1]), hat vielmehr nur aus ästhetischem Triebe und ohne Plan das erworben, was die Gelegenheit ihm gerade darbot. Originale wechseln mit Kopien, alte Meister mit modernen, Genre mit Landschaften und religiösen Darstellungen, italienische Bilder mit flandrischen, die am meisten vertreten sind. Werke deutscher oder kölnischer Schulen sind nicht darunter. Besonders bemerkenswert ist eine große Madonna in biblischer Landschaft mit dem Jesuskinde und einem Engel, die nach Cohen dem Antwerpener Meister von 1518 sehr nahe steht, nach anderen der sog. Bles-Gruppe zuzuweisen ist. Zwei Ölbildnisse von August Wilhelm Schlegel stammen wohl aus dessen Nachlaß, aus dem Braun auch einen Ring und die Handschriften Friedrich Schlegels erbte (s. oben S. 40 A. 3); leider sind beide nicht signiert, von dem kleineren vermutet Cohen, daß es in die Nähe des Kölner Malers Beckenkamp († 1828) gehört. Das Porträt von Friedrich Schlegel ist ohne Zweifel das anfangs der sechziger Jahre nach Stichen und aus der Erinnerung von Philipp Veit[2]) für das Wallraf Richartz-Museum gemalte (s. oben S. 582).

Brauns Verflochtensein mit dem Museum ist der Anlaß zu einem verdienstvollen Buche geworden, dem letzten, das wir ihm verdanken. Auf Wunsch von Richartz, der die ehemalige Minoritenkirche auf seine Kosten hatte wiederherstellen lassen, nachdem der Kreuzgang in den Museumsbau einbezogen war, schrieb er „Das Minoritenkloster und das neue Museum zu Köln. Eine historische Denkschrift“ (1862). Die Aufgabe war wenig ergiebig, weil das Klosterarchiv 1619 durch einen Brand gänzlich zu Grunde gegangen und andere Quellen nur sehr spärlich vorhanden waren. Was das städtische Archiv darbot,

---

abstatte. Den gleichen Dank habe ich auch Herrn Dr. Cohen, Kustos der städtischen Kunstsammlungen in Düsseldorf, zu sagen für die Freundlichkeit, daß er die Sammlung einer raschen Durchsicht unterwarf. Übrigens habe ich die Bilder auch selbst gesehen.

[1]) Braun besaß auch einige römische Altertümer: Architekturstücke, Münzen (Bonner Jahrbücher 16, 54 und 35, 103). Bruchstücke einer Matroneninschrift (durch den Pfarrer von Heimerzheim 24. 5. 1846 übersandt). Hohen Wert legte er auf Bronzemedaillons, die Köpfe von Cäsar und Tiberius darstellend, die er für antik hielt, die aber in Wirklichkeit Erzeugnisse der Hochrenaissance sind. Altes Porzellan erwarb er durch Vermittlung des Aachener Archäologen Heinrich Weidenhaupt (an Braun 21. 5. 1861).

[2]) Veit an Braun 6. 10. 1860 und 22. 4. 1861; Steinle an Braun 14. und 18. 9. 1862.

besorgte ihm getreulich Freund Ennen, während Reichensperger wertvolle Mitteilungen über die Baugeschichte spendete (an Braun 9. 6. 1860), Mitteilungen, die Braun fast wörtlich aufnahm (138f.), ohne ihre Herkunft zu erwähnen. Weiter wurde die Arbeit durch den Umstand erschwert, daß bis dahin noch keine Kirche und kein Kloster Kölns eine besondere Darstellung gefunden hatte, aus der Stoff für die Stellung der Minoriten in Köln hätte gewonnen werden können; Brauns Schrift hat in dieser Richtung die erste Bahn gebrochen. Die Dürftigkeit der Überlieferung entschuldigt es einigermaßen, daß der Verfasser auch hier seiner Neigung die Zügel schießen ließ, durch zahlreiche ausführliche, allzu ausführliche, indes gelehrte Abschweifungen in die allgemeine Ordensgeschichte das Buch für weitere Kreise lesbar zu machen. Jedoch sichern die Zusammenstellung der zerstreuten Nachrichten und der Abdruck von Urkunden auch heute noch dem Buche seine Bedeutung, zumal da zur Kritik und Erläuterung manches beigebracht ist, wenn auch nicht alles haltbar erscheint. Das Buch beschließt ein aus intimster Kenntnis geschöpftes und mit Wärme gezeichnetes Lebens- und Charakterbild von Richartz (145—176), getreu, wie auch dessen Neffe Firmenich anerkannte, und ohne panegyrische Übertreibung. Dieses Werk des fleißigen Mannes gehört sowohl der Stadt- wie der Kunstgeschichte Kölns an[1]).

Die Kunst erfüllte unter der wissenschaftlichen und politischen Arbeit sein geistiges Bedürfnis für stille Stunden. Sie teilte diese erquickende Wirkung mit der Poesie, die ihn in gleichem Maße fesselte. Nächst der deutschen, besonders Lessing und Goethe, lebte und webte er in Dante, Shakespeare und Milton, deren Werke er so in sich aufgenommen hatte, daß ihm ungesucht allenthalben Stellen daraus in die Feder flossen. Sein Sinn für erhabene Gedanken und sprachliche Schönheit zogen ihn zu den Hallen der Dichtung. Aber nicht leicht kann außerdem hoch genug die Anregung veranschlagt werden, die

[1]) Auf Braun ist wohl auch zurückzuführen der Neudruck der „Ausgewählten Schriften von Ferdinand Wallraf. Herausgegeben im Auftrage und auf Kosten des Kgl. Kommenzienrates Joh. Heinr. Richartz. Festgabe zur Einweihungsfeier des Museums Wallraf-Richartz“ (1861). Richartz wollte 100 Prachtexemplare davon bei der Einweihung des Museums verteilen (Minoritenkloster . . . 155 f.; Ennen an Braun 1. 9. 1860). Bezeichnend für das damalige Köln ist die Tatsache, daß Dumont, der frühere Verleger der Wallraf'schen Schriften, sich weigerte die neue Ausgabe auf seine Kosten zu drucken, weil „nicht 50 Exemplare würden verkauft werden, von einer Subskription gar nichts zu erwarten wäre“ (Ennen a. a. O.).

von der größten unter den dichtenden Frauen, von Annette Droste-Hülshoff, ausging. Er trat in nahe persönliche Beziehungen[1]) zu der scheuen Tochter Westfalens, ehe noch die Welt etwas von ihren tiefen und glänzenden Poesien ahnte; Braun gehörte zu den ersten, die ihre Größe erkannten. Das Verhältnis spann sich an in der Familie des Bonner Professors Klemens von Droste, eines Vetters der Dichterin, der Brauns Busenfreund war. Annette war diesem ihrem Verwandten ob seiner hohen Bildung, dem sprühenden Geiste und dem Adel seines Charakters besonders zugetan; in der poetischen Vision an seinem frühen Grabe (gest. August 1832), die sie ihm als Nachruf widmete, bekennt sie: „Wer könnte unter diesen Gräbern wandeln, — Der ihn gekannt wie ich so manches Jahr, — Der seine Kindheit sah, so frisch und klar, — Des Jünglings Glut, des Mannes kräftig Handeln?“ In seinem Hause weilte sie in den Jahren 1828 bis 1846 öfters und längere Zeit, auch nach dessen Tode bei seiner Witwe Pauline von und zur Mühlen. Da diese mit Braun gemeinsame Wohnung hatte und Annette eines seiner Zimmer einzunehmen pflegte, war sie zugleich auch sein Gast (Cardauns 291). So vertraut wurde das Verhältnis, daß der Professor sie einmal auf ihrer Heimreise begleiten sollte (Cardauns 103).

Die Tage in Bonn waren für die persönliche Entwicklung der Dichterin nicht ohne Bedeutung. Ihr intimer Freund aus späterer Zeit, Levin Schücking[2]), nimmt an, daß sie „in dem Bonner Leben etwas wie den Abschluß ihrer Jugendbildung erhielt.“ Ein anderer Biograph urteilt: „Bonn mit seinen gelehrten, literarischen und künstlerischen Kreisen war ihr zeitweilig lieber als Münster, wo sie zu sehr in ihrem Vaterlande war, um als Prophet zu gelten. Diese Vorliebe jedoch entsprach im Grunde einem geistigen Bedürfnisse; es war der Drang auch jene Seelen- und Geisteskräfte zu betätigen und zur naturgemäßen Entfaltung zu bringen, die in ihrer heimatlichen Umgebung nicht hinreichende Anregung und Nahrung fanden“ (Kreiten 495). Hier trat sie in den engsten Kreis der Hermesianer, die bei Klemens Droste als ihrem Mittelpunkte verkehrten: der Dogmatiker Vogelsang, ihr

[1]) J. Wormstall, Annette von Droste-Hülshoff im Kreise ihrer Verwandten und Freunde (1897) nennt Braun nicht, obschon er andere, die der Dichterin viel weniger nahe standen, z. B. Simrock, behandelt. Das Verhältnis Brauns zu ihr ist an zerstreuten Stellen berührt von W. Kreiten (Anna Elisabet Freiin von Droste-Hülshoff. Ein Charakterbild als Einleitung in ihre Werke[2] 1900), H. Cardauns (Die Briefe der Dichterin A. v. D.-H., herausgegeben und erläutert 1909), H. Hüffer (A. v. D.-H. und ihre Werke. 3. Ausgabe von H. Cardauns 1911).

[2]) Annette v. D., Ein Lebensbild (1871) 73.

stiller niedersächsischer Landsmann (Cardauns 48); der rheinische Dichter Wilhelm Smets, voll Feuer und Fortschrittsdrang, der ihr Abschriften fremder Dichtungen schickte (Kreiten 174, Hüffer 87 ff.); der sanfte und fromme Achterfeldt, den sie mit besonderer Wärme ihren „sehr lieben Freund" nannte (Cardauns 169). Vor allem galt ihr nach dem Zeugnisse ihrer Schwester Jenny von Laßberg Braun „stets als lieber Freund" (Kreiten 503). Davon kann freilich keine Rede sein, daß sie von hermesischen Ideen etwas angenommen hätte; dem stark empfindenden und in dichterischer Anschaulichkeit webenden Geiste hatte diese dürre Theorie nichts zu bieten. Nicht ohne Spott schreibt sie, daß, wenn die „Verbündeten" sich bei ihrem Vetter befanden, sie „sogleich zusammen ihr Steckenpferd bestiegen und ihr dann in ein paar Augenblicken so unverständlich geworden waren, daß sie ebenso hebräisch hätten sprechen können" (Kreiten 177). Doch bewahrte sie den Persönlichkeiten dieser Hermesianer, in deren Sache sie eingeweiht war[1]), ihre Sympathie, auch nach deren jähem Sturze. „Schreibe mir doch," bittet sie 1843 ihre gelehrte Bonner Freundin Sibylla Mertens-Schaaffhausen, „was die Hermesianer machen, man hat ihnen ja ihre Stellen genommen. Sind sie noch in Bonn? Oder wo sonst? Bekommen sie Pension? Achterfeldt hat Vermögen, aber Vogelsang wenig und Braun gar keins und leider viele Bedürfnisse" (Cardauns 286). Namentlich verlor Braun, ungeachtet seiner scharfen Kampfesstellung im hermesianischen Streite, nichts von ihrer Achtung und freundschaftlichen Zuneigung. Dieser Mann war mit seiner Vereinigung nüchternen Verstandes und poetischen Verständnisses für ihre starke Geistesart besonders wertvoll. Was andere Vertraute, wie der weiche und zu Schwermut neigende Wilhelm Junkmann oder Christoph Schlüter, der in mystischen Spekulationen sich ergehende Philosoph, ihr nicht sein konnten, vermochte Joseph Braun ihr zu bieten. Auch ihrem Interesse an der bildenden Kunst trug er hilfreich Rechnung. Er kaufte auf eigene Hand ein Gemälde für sie, die Susanna darstellend, das sie sehr befriedigte, und überließ ihr um einen „Spottpreis" zwei andere, die er für sich selbst erstanden hatte, und schenkte ihr noch ein kleineres dazu (Cardauns 327. 361).

Beinahe zwei Jahrzehnte dichterischen Schaffens waren der Einsamen dahin gegangen, und noch kein Lied aus ihrer machtvoll rau-

[1]) Braun teilt ihr (5. 7. 1836; Kreiten 272 ff.) die päpstliche Verurteilung der hermesischen Schriften kurz mit, ist ihrer „Teilnahme gewiß" und bemerkt: „Sie kennen die Art unserer Feinde."

schenden Harfe war in der Öffentlichkeit erklungen; eines ihrer Hauptwerke, das „Geistliche Jahr", reichte in die Zeit um 1820 zurück. Da war es nun Braun, der die Dichterin drängte hervorzutreten; denn er war überzeugt, daß „die deutsche Literatur nichts habe, was ihren psalmartigen Gesängen ... würdig an die Seite gesetzt werden könnte" (Z N. F. 12, 2, 199). Er erbot sich ganz aus freiem Antriebe ihr einen Verleger zu beschaffen und gewann hierfür Dumont in Köln. Annette erkannte es dankbar an, indem sie an Schlüter schrieb (9. 11. 1836): „Es hat sich so gemacht, daß mir die Sache aus freien Stücken ist angeboten worden, aus persönlichem Wohlwollen, um mir die Freude zu machen, auch wohl aus Neugier, um zu erfahren, wie das Publikum die Verse aufnimmt"[1]). Sie schickte Braun die Handschrift der beiden großen Gedichte „Hospiz auf dem St. Bernhard" und „Des Arztes Vermächtnis" nebst einigen kleineren Gedichten (Hüffer 106. 128) und scheint dem Professor eine Art von Zensurrecht eingeräumt zu haben. Denn dieser schrieb ihr (5. 7. 1836; Kreiten 272ff.): „Dadurch, daß Sie mir die Bekanntmachung anvertraut haben, ist mir die Pflicht geworden, diese Gedichte in einer Hinsicht als die meinigen zu betrachten und daher strenge in der Beurteilung zu sein. Daß mir die Gedichte im ganzen gefallen, dies sage ich nicht als gewöhnliches Kompliment; ich würde auch das Gegenteil sagen, wenn ich davon überzeugt wäre. Zwei von den kleinen aber, damit kann ich mich nicht aussöhnen, und in den übrigen gibt es einzelne Gedanken und Ausdrücke, die nach meiner Überzeugung nicht an der Stelle sind" [was er mündlich mit ihr besprechen will] ... Daß ich aber nicht wagen darf, ohne Ihre Zustimmung ein Wort, einen Gedanken zu ändern, das ist ebenso natürlich ... [Er wünscht noch einige kleinere Gedichte], „um so die einzelnen Abteilungen gefüllter zu sehen." Der Drucklegung trat indes eine Schwierigkeit in den Weg durch das Zerwürfnis, in das Braun mit Dumont geriet, weil letzterer sich den scharfen Zensuransprüchen des Erzbischofs von Droste über Braun'sche Veröffentlichungen fügen wollte (s. oben S. 173ff). Gleichwohl wünschte Braun seinem Versprechen getreu zu bleiben und den Druck in Köln zu bewerkstelligen. Aber die Dichterin fand dies zu peinlich für ihn, weshalb sie die Handschrift wieder an sich nahm. Auch ein nachgesandter „Steckbrief" des Freundes, der nun bereit war, die Gedichte bei seinem Verleger Marcus in Bonn erscheinen zu lassen, konnte ihren Entschluß nicht ändern. Das Bändchen kam 1838 bei Aschendorff

[1]) [Schlüter] Briefe der Freiin A. v. D.-H. (1877) 67.

in Münster heraus, hatte jedoch wegen dieses unbedeutenden Verlags so wenig Erfolg, daß in drei Jahren noch keine zweihundert Stück abgesetzt wurden (Kreiten 269. 272. 509; Cardauns 112; Hüffer 106. 128).

Nach dem Tode der Dichterin (1848) übernahm Braun es, gemeinsam mit Junkmann und Schlüter den zweiten Teil des „Geistlichen Jahres" herauszugeben und mühte sich mit diesen an der Entzifferung der Handschrift ab; er hatte auch schon mit Cotta in Stuttgart wegen des Druckes verhandelt. Aus unbekannten Gründen trat Braun von der Mitarbeit zurück (Kreiten 502—505), wohl aber erschien in jenem Verlage 1851 das ganze „Geistliche Jahr", von Schlüter und Junkmann besorgt.

Ernstlicher hat sich Braun mit einer Biographie Annettes beschäftigt. Zu diesem Zwecke ließ er sich noch 1855 von Schlüter briefliche Mitteilungen machen (Kreiten IX. 213—225; Hüffer 132) und besaß auch die Originalbriefe der Dichterin an Elise Rüdiger (Cardauns VII). In seinem Nachlasse befinden sich umfangreiche, aber in aphoristischer Form hingeworfene Betrachtungen ästhetischer und literargeschichtlicher Art mit dem Aug. Wilh. Schlegels dramatischen Vorlesungen entnommenenen Motto „Die Poesie der Alten plastisch, der Neueren malerisch." Da sie „Annette von Droste" überschrieben sind, so sollten sie wahrscheinlich zur Einleitung in die Lebensbeschreibung dienen, die nach Braun'scher Manier weit ausgeholt haben würde. Daß es zur Ausführung nicht gekommen ist, mag man in einer Hinsicht bedauern, da uns vielleicht wertvolle Eindrücke und Äußerungen aus dem persönlichen Umgang, sowie Aufschlüsse über Entstehen und Sinn einzelner Dichtungen geboten worden wären. Aber als Ganzes hätte die Arbeit kaum befriedigt. Eine Biographie dieser Frau war nach dem Urteile Schückings, dem ihre Schwester Jenny von Laßberg beistimmte, damals „äußerst schwer zu schreiben" (Kreiten 506), und Brauns Verständnis wäre kaum in die Tiefe ihres Geistes, in die mächtige Lyrik und dramatische Epik ihrer Werke vollkommen eingedrungen.

Eine andere Art der Dichtung lag seiner Geistesart näher, die geistliche Spruchdichtung. Hier gewann der Hermesianer auch der Mystik, sogar der zur höchsten Spekulation aufsteigenden Mystik, Geschmack ab und versenkte sich frommen Sinnes und zugleich mit tief eindringendem ästhetischen Erfassen in ihre Erzeugnisse (vgl. oben S. 185). Besonders zog ihn Angelus Silesius an, zu dem ihm Friedrich Schlegel der Führer war. Dieser, von dem Braun sagt, daß er den

schlesischen Dichter-Mystiker „gleichsam von neuem entdeckte“[1]), hatte in der von Anton Passy herausgegebenen Zeitschrift „Ölzweige“ durch zwei Abhandlungen[2]) die Aufmerksamkeit auf den „Cherubinischen Wandersmann“ des Angelus gelenkt. Von Schlegel rührt eine Auswahl von Sprüchen des Wandersmannes her, die sich, wie andere Schlegel'sche Handschriften in den Händen Brauns befand[3]). Er gab sie heraus (s. A. 1 und Vorwort XXI) und versah sie mit einem ausführlichen Vorwort, das als sachliche Einleitung dient. Hier legte er außer einer Charakteristik des Angelus als geistlichen Dichters seine Gedanken über religiöse und besonders mystische Poesie nieder. Die Gattung des Sinnspruches stellt er sehr hoch und will in ihr die Wurzel der Lyrik sehen. Die Sprache ist, dem Gegenstande angemessen, voll Schwung und Wärme und zeigt, wie vortrefflich der Verfasser zu schreiben versteht.

Braun hat sich auch selbst in der Dichtkunst versucht. Den lyrischen Ton zu treffen, wollte ihm allerdings nicht gelingen trotz einiger Versuche, die sich in seinen Papieren erhalten haben. Am besten ist noch ein kleines, ohne Namen veröffentlichtes Marienlied (Z N. F. 7, 4, 216). Er besaß dazu weder die Tiefe und Stärke der Empfindung noch die Kraft der schöpferischen Phantasie. Daß dagegen seine Sprache reich und biegsam genug war, zeigen einige vortreffliche Nachdichtungen nach englischen Originalen[4]). Seiner mehr verstandesmäßigen Art lag das Lehrgedicht besser. Ein großes hat er dem Hermesianismus gewidmet unter dem Titel „Der alte Tempel und der Grübler“[5]). Dieses ist auch seinem Inhalte nach in zweifacher Hinsicht bemerkens-

[1]) Blüten aus dem Cherubinischen Wandersmann des Angelus Silesius. Hg. von J. W. J. Braun (1855) Vorwort XIX.

[2]) „Von der wahren Liebe Gottes und dem falschen Mystizismus“ (1819) und besonders „Anfangspunkte des christlichen Nachdenkens“ (1820). Der letztere Aufsatz ist 1917 neu herausgegeben von H. L. Held. S. hierzu Körner, Friedrich Schlegels katholisches Glaubensbekenntnis? (Hochland Jahrg. 15, 1 [1917], 349—356) und H. Finke, Der Briefwechsel Friedrich und Dorothea Schlegels (1923) XIX f. 327 f. Vgl. auch oben S. 38.

[3]) S. oben S. 40 A. 3 und Körner a. a. O. 353 f.

[4]) Z. B. „Der hl. Basilius an eine gefallene Jungfrau“ und „Der hl. Chrysostomus gegen die Kleiderpracht der Frauen“ in Th. Moore, Wanderungen eines irländischen Edelmannes zur Entdeckung einer Religion[4] (1855) Kap. 32 S. 172—174. — Ein hübsches und im Tone gut getroffenes Kindergedichtchen von Braun ist gedruckt in dem „Landwirtschaftlichen Schulbuch 1. Abt.“ (Trier 1853) am Schluß Nr. 61.

[5]) P. P. Frank, Drei Sendschreiben ... (1844) 29—32.

wert: es beweist, wie ruhig und gelassen seine Stimmung über die so scharf in sein Leben einschneidende Sache geworden war, und verrät ferner, daß es ihm weniger auf die Philosopheme des Systems ankam, als auf die allgemeine, die äußersten Gegner bekämpfende Geistesrichtung seiner Schule. Die hermesische Lehre und ihre Schicksale erscheinen hier in milder poetischer Verklärung.

Eifrig hat er die Spruchdichtung gepflegt. Der Nachlaß bewahrt eine große Menge ihrer Früchte; viele davon sind nach und nach in der Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie[1]), einige auch, die mehr volkstümlichen, im „Eucharius" (Jahrgang I) veröffentlicht worden. Man sieht es den handschriftlich erhaltenen an, wie sie entstanden sind. In Augenblicken, wo die Kämpfe seines Lebens ruhten, gab er sich dem Nachdenken über dessen Erfahrungen und Beobachtungen hin und brachte zu Papier, was zum eigenen Troste gereichte: kleine Sinngedichte, Epigramme, Reimsprüche. In Gedanken verlorene Federkritzeleien auf dem Rande der losen Blätter und Blättchen verraten mitunter ihren Ursprung aus müden Stimmungen. „Wo Toren lange Reden radebrechen, — Da muß die Wahrheit in kurzen Sprüchen sprechen" (Z N. F. 11, 1, 224), und „Wem es ist verlieh'n, — Kann viel aus wenig Worten lernen, — Gleichwie man kann aus kleinen Kernen — Große Bäume zieh'n" (Z N. F. 6, 3, 161), hat er gleichsam als Motto dazu geschrieben. Die Sprüche sind keineswegs nachlässig und als Spielerei hingeworfen, sondern mit liebender Sorgfalt gefeilt, wie die vielen Änderungen und Umformungen beweisen. Daß er es hierbei auch mit der Kunstform ernst nahm, dafür zeugt eine Reihe aphoristischer Erörterungen über das Wesen der gnomischen Poesie, die meist an Angelus Silesius orientiert sind. Doch wußte er wohl: „Es gehört eine Art Kühnheit dazu, Gedanken in Aphorismen auszusprechen," weil die Kürze die Kritik so leicht mache (Z N. F. 5, 2, 181).

Der Inhalt ist sehr mannigfaltig; er erstreckt sich auf Geschichte, Politik, Wissenschaft, besonders Theologie, Kunst, Religiöses, Pastorales, Naturbetrachtung, namentlich Weisheit aus dem täglichen Leben. Es seien einige Proben aus verschiedenen Gebieten ausgewählt. „Kompendium der Weltgeschichte: alte Komödien, neue Komödianten." Über dem Weltgeschehen schwebt die leitende Vorsehung Gottes: „Da sitzen ernst die Weisheitsaffen — Und wollen neu die Welt

[1]) In der neuen Folge von 3, 2 an, seit 5, 2 regelmäßig fast in jedem Hefte. Vgl. oben S. 187f.

erschaffen, — Und wie sie's wenden und wie sie's dreh'n, — Ihr Werk, es will nicht weiter geh'n. — Und so wird's bleiben in künftigen Tagen, — Bis sie der eig'nen Kraft mißtrau'n, — Bescheiden Stein und Mörtel tragen — Und lassen unsern Herrgott bau'n." Der Kern seiner politischen Überzeugung spricht sich in den beiden Sätzen aus: „Unterdrückung macht ein armes Land und ein verzweifeltes Volk" und „Glücklich der König, der groß ist durch Gerechtigkeit, und das Volk, welches frei ist durch Gehorsam." Die demokratische Phrase erhält ihren Teil mit dem Distichon: „Laut verkündet die Menge, was Fürsten und Könige sollen; — Aber was selber sie will, bleibt ihr ewig geheim." Empört über die Charakterlosigkeit mancher Politiker seit 1848 schreibt er die Verse hin: „Was tragen denn die am bunten Bande? — Es sind die Zeichen eigener Schande. — Sie schritten fort mit dem Geist der Zeit — Und brachen dem Fürsten Wort und Eid." Braun will der Wissenschaft nicht mit Gewalt begegnet wissen, sondern mit der Enthüllung der echten Wahrheit. Dies drückt er in dem Aphorismus aus: „Irrtümer sind Schatten. Einen Schatten kann keine äußere Macht vernichten, alle Schwerter würden stumpf an ihm geschlagen werden oder brechen. Aber man stelle ein Licht an den Irrtum hin, und der Schatten und der Irrtum entfliehen von selbst." Gegen bloße geistreiche Konstruktionen richtet sich das Wort: „Die Harmonie ist nicht der Wahrheit Stempel, aber ihr Mangel zeigt der Lüge Spur", und der dichterischen Philosophie der Romantik gelten die Verschen: „Ihr Herren fliegt so leicht auf dem Pegasus — Und ach, Vernunft als Reitknecht läuft zu Fuß." Der Geistlichkeit seiner Zeit wird, gut hermesianisch, ins Stammbuch geschrieben: „Wissenschaft und Frömmigkeit sind die Simsonslocken der Geistlichkeit; verliert sie dieselben, so ist ihre Macht und ihr Ansehen gebrochen, sie werden den Philistern zum Spotte." Die Bemerkung: „Pastoral ist die Politik der Theologie" kennzeichnet fein die Auffassung der Hermesianer von dem Verhältnis der Wissenschaft zur Seelsorge. Hübsch und aus sinnigem Umgange mit der schönen Natur geschöpft ist folgender Gedanke: „Die Blumen sind die gemalten Anfangsbuchstaben in dem großen Buche der Natur, und jede einzelne von ihnen ist unergründlich wie die Natur selbst. Sie sind die ersten metaphysischen Fragen, welche die Natur an das Kind richtet; denn die Metaphysik geht, wie Aristoteles lehrt, von der Verwunderung aus oder fängt mit ihr an."

Die meisten Sinnsprüche Brauns sind nicht der dichterischen Versenkung in die umgebende Welt oder in fremde Charaktere entsprungen,

sondern einer abgeklärten, zuweilen resigniert anmutenden Lebensanschauung und seinem eigenen starken Ethos. Sie gewähren daher einen Einblick in sein religiöses und sittliches Innere. „Das Lebensglück" sind folgende Verschen überschrieben: „Es weilt nicht in den Gründen, — Es weilt nicht auf den Höh'n; — Das Lebensglück zu finden, — Mußt du in dein Innres geh'n." Aber, heißt es anderswo: „Zeige mir den Mann, der weiß, was das Leben ist und den Tod fürchtet, und ich werde dir einen Gefangenen zeigen, der seine Freiheit fürchtet." Ihm ist „Das Rad der Zeit das Spinnrad für die Ewigkeit." Er fragt nach dem ewigen Leben und antwortet: „Was ist das ewige Leben? — Des Geistes unbeschränktes Streben, — Wie Gott, was ist, erkennen, — In Gott wie Gott entbrennen." In schwerem Herzeleid sind Gott und Kirche ihm die tröstenden Sterne: „Warum die Thräne, die so heiß — Aus Deinem Auge bricht? — Erheb den Blick! Dein Vater weiß, — Was seinem Kind gebricht. — Du wähnst, verlassen und allein — Sei'st du in dieser Welt. — Kann der wohl je verlassen sein, — Den Gott im Auge hält? — Und dem die Kirche Mutter ist, — Wann weinte der allein? — Nur jener ist, der Gott vergißt, — Verlassen und allein." Auch der natürlichen Tugend ist manch kluges Wort geweiht. „Mäßigung", heißt es, „ist der goldene Faden, welcher sich durch die Perlenkette aller Tugenden hindurchziehen muß", und von der Demut sagt er: „Sie muß eine sehr schöne Tugend sein; denn selbst der Stolz sucht sich in ihr bescheidenes Gewand zu kleiden; der Stolz muß aber seiner Häßlichkeit sich selbst bewußt sein, indem er so oft die Larve der Demut borgt, um sein inneres Wesen zu verdecken."

Ein schöner Zug ist bei unserem Sinndichter, daß ihm selten Satirisches entschlüpft, wozu die epigrammatische Form und seine Fähigkeit zu Ironie und Spott ebenso einluden wie die bitteren Erfahrungen seines Lebens. Der Streitverse auf seine Gegner sind nur ganz wenige, und dann ist deren Name, auch in den ungedruckten, verschwiegen. Sein reines Gemüt und die abgeklärte Ruhe seines Wesen verschmähten es, Pfeile aus dem Versteck zu entsenden. Doch wird, ohne bestimmte Leute treffen zu wollen, bisweilen die Geißel über niedrige Gesinnung geschwungen. So reimt er z. B.: „Vorn hast du Hörner, die Kleinen zu stoßen, — Hinten den Fuchsschwanz, zu wedeln bei den Großen."

Sechzehntes Kapitel.

Persönlichkeit und Privatleben.

Braun ließ im Leben seine Person wenig hervortreten. Weder in seinen schriftstellerischen Arbeiten noch in seiner öffentlichen Tätigkeit liebte er es sein Ich an die Straße zu stellen, wenn nicht die Pflicht es unumgänglich machte. Was er einmal in Bezug auf politische Tagesfragen bemerkt: „Ich bin immer sehr aufgelegt zu schweigen, wenn ein anderer sagt, was ich sagen möchte und was ich sagen sollte“ (Berliner Briefe 1), gilt für sein ganzes Tun und Gehaben. Der Grund dafür war nicht im entferntesten Schüchternheit oder ängstliche Vorsicht, vielmehr war er ein Mann, der seiner Überzeugung unerschrocken Ausdruck gab. Aber gerade das Gefühl eigener Stärke und das Bewußtsein der Erhabenheit über das Treiben ringsumher bewirkte jene Zurückhaltung. Sie war ein Ausfluß der echten Vornehmheit des Charakters, der inneren Bescheidenheit in Verbindung mit dem Willen, in der Welt nichts für sich zu suchen. Gleichwohl gehört er nicht zu den verschlossenen Naturen; im gesellschaftlichen Verkehr konnte er heiter und mitteilsam sein. Der Ministerialrat Schmedding, der ihm nicht sehr hold war, charakterisiert ihn mit den Worten: Braun ist nicht ohne Selbstgefühl, übrigens ein offener, gutartiger Mensch“ (Hist.-pol. Bl. 167, 410).

Aus der Gemessenheit seines Wesens erklärt es sich, daß dessen Einzelzüge nicht faßbar werden. Aber den allgemeinen Eindruck bekommt man, und zwar sehr stark, eine durchgebildete, einheitliche und abgeschlossene Persönlichkeit vor sich zu haben, die wußte, was sie war und was sie wollte, und deren Gepräge durchaus edel war. Eine Tugend jedoch leuchtet hell hervor und wird auch von ihrem Träger oft und mit Nachdruck gefeiert, die Tugend der Wahrhaftigkeit. Einem Erzieher wußte er nichts Besseres in sein Stammbuch zu schreiben als die Verse: „Dem Knaben gib in frühen Jahren — Die rechte Richtung seiner Kraft, — Der Lüge Haß, die Liebe zu dem Wahren — Entzünd' in ihm zur Leidenschaft“[1]). Und seinem Neffen legte er ans Herz: „Du mußt gegen Dich selbst wahrhaft und gegen die

[1]) In der gedruckten Form (Z N. F. 10, 2, 217) lauten die zwei letzten Verse allgemeiner: „Und soll die Tugend er bewahren, — So steigere sie zur Leidenschaft.“ Vielleicht gerade weil die ursprüngliche Fassung zu sehr dem Innersten des Verfassers entsprungen war, wurde sie für die Öffentlichkeit geändert.

Menschen wahrhaft sein; um dies zu können, mußt Du auch nicht einmal eine Unwahrheit im Scherze sagen . . . Du darfst nie etwas tun, dessen Du Dich zu schämen hättest, wenn die Menschen es erführen. Frage Dich daher jedesmal, wenn Du zweifelhaft bist, ob es recht oder unrecht ist, dürftest Du es den Menschen sagen, daß Du dieses oder jenes getan habest" (an Peter Braun 26. 10. 1848 B). Mitten in einer politischen Schrift (Die Kammern und das Land 85) findet sich der Erguß: „Man wird nie irren, wenn man den Charakter eines Menschen an dem Grade seiner Wahrheitsliebe mißt. Wo die Liebe zur Wahrheit nicht ist, da kann kein Mut, kein Haß und kein Zorn gegen den Irrtum und die Knechtschaft des Geistes, da kann keine Freiheit und keine Liebe zur Gerechtigkeit sein. Wahrheit und Freiheit sind eins; wer nicht frei ist, der wird durch die Wahrheit frei werden, wie das Evangelium sagt." Auch das ist bezeichnend, daß er für das von ihm verfaßte Gebetbuch ein eigenes Gebet um die Tugend der Wahrheitsliebe schrieb. Leidenschaftlich liebte dieser Mann die Wahrheit, und die Leidenschaft war rein und echt; denn er hat ihr das schwerste Opfer gebracht, seine Stellung und seinen Beruf, indem er aus lauter Wahrhaftigkeit sich weigerte, die sittliche Größe seines Lehrers Hermes zu verleugnen. Er war, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ein Fanatiker der Wahrheit in jeder Form, weil ihm die Wahrhaftigkeit als „die Grundlage aller Tugend" (Der höllische Löwe X) galt. Unter seinen Sinnsprüchen liest man das Epigramm: „Weise die schmutzigste Hand nicht zurück, die Wahrheit dir bietet; — Bietest du andern sie dar, rein sei die Schale wie Gold." Darum sind auch alle seine Schriften nicht allein streng der tatsächlichen Wahrheit entsprechend, sondern auch frei von Übertreibungen, denen ein zu Rhetorik neigender Stilist, wie Braun war, sonst leicht verfällt. Der bayrische Politiker Kleinschrod, der seine persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben zu den „angenehmsten Erinnerungen an Frankfurt" zählte, rühmte als besonderen Vorzug seiner Schrift über die Nationalversammlung, daß sie „in ihrem ganzen Inhalte das Gepräge der Wahrheit trage, ferne von einer Spur jener Übertreibungen, welche in den politischen Schriften unserer Tage den ruhigen vorurteilsfreien Mann so oft verletzen" (an Braun, München 27. 9. 1850).

Bei einem Theologen und Priester erhebt sich vor allem die Frage nach der Religiosität. Braun hat nie mit ihr geprunkt, aber sie tief im Herzen getragen und auch nach außenhin ihr Zeugnis gegeben. An dem großen, bitteren Wendepunkte seines Lebens setzte er sich

hin ein Gebetbuch[1]) zu schreiben. Als er dem Erzbischofe Geissel ein Exemplar übersandte, legte er das Bekenntnis ab: „Not lehrt beten, sagt das Sprichwort. Mich hat die Not, wenn auch nicht beten gelehrt, sicut oportet, mich doch beten gelehrt, so gut ich es konnte. Diesem äußeren Antriebe habe ich kein Hindernis in den Weg legen, sondern durch die Abfassung des Buches mich in die Notwendigkeit versetzen wollen, mich mit dem Gebete zu befassen, um jenen Mittelpunkt zu behaupten, von welchem äußere Stürme mich herabzuwerfen drohten“ (3. 3. 1843 E X, 6). Es ist eine uns fremd gewordene Erscheinung, daß Geister von höchster Bildung, daß gelehrte Theologen sich dieser Literaturgattung widmen. Ehemals war es anders. Um einiges zu erwähnen, sei darauf hingewiesen, daß der geistvolle Wiener Arzt und Homilet Johann Emanuel Veith jede der drei Perioden seines priesterlichen Lebens durch ein Gebetbuch weihte[2]), daß der Dichter Anton Passy in Wien deren sechs schrieb[3]), und daß Alban Stolz, schon bei Jahren und als Schriftsteller berühmt, ebenfalls eins verfaßte (1868). Von Friedrich Schlegel besitzen wir herrliche, gedankenreiche Gebete[4]) und die Romanschriftstellerin Karoline Pichler in Wien schuf ein Gebetbuch, zunächst zu ihrem eigenen Gebrauch, das sie dann aber „für Frauenzimmer aus den gebildeten Ständen“ (1833) herausgab. Im Zeitalter des vorwiegend persönlichen Glaubenslebens verlangte der innere Druck religiöser Gedanken und Empfindungen sich auszuströmen in äußere Gebete.

Braun stand unter einem ähnlichen Drange. Auch sein „Seelengarten“ ist nicht auf den Gemeindegottesdienst berechnet, sondern auf die Privatandacht von Gemütern, die gleich dem seinigen gestimmt sind; er denkt an ernstreligiöse Männer gebildeten Standes. Jedoch unterscheidet sich sein Buch stark von den subjektiven Erzeugnissen anderer durch den Anschluß an die Heilige Schrift, die Liturgie der Kirche und an die großen Geisteslehrer der Vergangenheit wie Augustin, Bernhard, Thomas von Aquin, Tauler, Thomas von Kempen, Franz von Sales und Fénelon. Dennoch ist dieses Gebetbuch nichts weniger als ein zusammengestelltes Mosaik. Alles von anderen Herüber-

---

[1]) [anonym] Der Seelengarten. Ein Gebetbuch für katholische Christen, von einem katholischen Geistlichen (1843). 2. Aufl. 1858.

[2]) J. H. Löwe, J. E. Veith (1879) 113. 298.

[3]) S. Brunner, C. M. Hofbauer und seine Zeit (1858) 261.

[4]) F. Schlegels Briefe an Christine von Stransky, hg. von M. Rottmanner (1907) 1. 442. 446—451. 466 f.

genommene ist einheitlich bearbeitet, trägt dasselbe Gepräge in Inhalt, Auffassung und Sprache. Die Frömmigkeit, die sich hier ausspricht, ist gesund und kernhaft, ohne Süßliches und Mystizistisches, wie sich bei einem Braun von selbst versteht, aber auch ohne Modernes. Keine Spur von hermesianischer Dogmatik oder aufklärerischem Moralisieren. Die sprachliche Darstellung zeigt überall edle Schlichtheit und doch feinen literarischen Geschmack. Besondere Beachtung verdient das Streben, die Frömmigkeit auf den festen Untergrund einer klaren und geläuterten religiösen Erkenntnis zu stellen. Daher eine ziemlich eingehende Erklärung des Meßritus (27—35) und ein Unterricht über die Feindesliebe (421—423). Kommt in dieser Betonung des Lehrhaften der Hermesianer zum Vorschein, so auch in dem Dringen auf die inneren Motive der Sittlichkeit. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht der sehr ausführliche Sündenspiegel (118—135), der nicht ein Beichtspiegel, sondern ein Gewissensspiegel sein will. Gleich im Eingange wird hervorgehoben: „Offenbare und schwere Übertretungen der Gebote Gottes und der Kirche sind in diesem Gewissensspiegel nicht erwähnt worden . . . Aber um so notwendiger ist es, daß der Sünder seinen sittlichen Zustand, die Beweggründe zu seinen Handlungen, seine Gesinnungen kennen lerne“ (118). Dieses Gebetbuch ist geradezu eine Urkunde des hermesianischen Geistes in Rücksicht auf praktisches Christentum.

Wie der Hermesianer die höhere Vollkommenheit und das betrachtende Gebet gepflegt wissen wollte und selbst pflegte, und wie dabei keineswegs die Anmutungen des Herzens außer Acht gelassen wurden, dafür legt Zeugnis ab eine Reihe von Betrachtungen, die sorgfältig ausgearbeitet und verbessert, sich im Nachlasse vorfinden. Ob sie zur Veröffentlichung bestimmt waren oder nur der eigenen Andacht dienen sollten, ist nicht zu entscheiden. Sie sind zur Kennzeichnung des religiösen Innenlebens des Mannes wichtig genug, daß die Überschriften hier mitgeteilt werden. I. Von der Würde und dem Elende der menschlichen Natur. II. Wir sind dazu geschaffen, um Gott immerdar zu preisen[1]). III. Überall, wo wir sind, leben, [uns] bewegen, sind wir in ihm, wenn wir ihn in uns haben. IV. Wir alle, die wir in Christo getauft werden, haben Christum angezogen. V. Wir sind der Leib Christi. VI. Wir sind eins in Christo und in ihm sind wir

[1]) Man beachte, wie hier die hermesische Lehre, der Zweck der gesamten Schöpfung sei die Glückseligkeit der Menschen, verlassen oder doch ihrer falschen Einseitigkeit entkleidet ist.

ein Christus. VII. Aufzählung unserer Sünden, über welche wir stärkere Gewissensbisse haben und durch welche wir alles dieses verloren haben. VIII. Betrachtung der Menschwerdung Christi, durch welche wir alles dieses wiedererworben haben. IX. Wir müssen beten, um aus der Grube des Verderbens und dem kotigen Schlamme befreit [zu] werden (Ps. 39, 3). X. Betrachtung des Elendes dieses Lebens. XI. Von dem Leibe, nachdem die Seele hingeschieden. XII. Von der Seele, wenn sie vom Leibe getrennt ist. XIII. Betrachtung über den Tag des Gerichtes, wie die Verworfenen zur Linken gestellt werden. XIV, 1. Betrachtung über die Freude, wenn die Schafe zur Rechten werden gestellt werden; 2. Über die Schrecken des Gerichtes zur Erweckung der Furcht vor demselben; 3. Klage über die verlorene Unschuld; 4. Wie der Sünder seine Seele ermuntern soll, sich von ihren Sünden frei zu machen.

Außerdem liegt der Anfang von Betrachtungen über das Leiden des Herrn vor, „wodurch die Affekte des Mitleidens, der Dankbarkeit, der Liebe und der Nachfolge desto wirksamer erregt werden." Um eine Vorstellung von der Art Braun'scher Betrachtungen zu geben, möge wenigstens eine derselben hier Platz finden. Sie wird die Vorzüge wie die Schwächen zeigen: innerliche Religiosität und Anschluß an die Heilige Schrift, aber wenig Gedankeninhalt und Mangel an dogmatischer Tiefe.

VI. Wir sind eins in Christo und in ihm sind wir ein Christus.

Aber erwäge noch mehr[1]), wie enge unsere Verbindung mit Christus ist. Höre, wie der Herr selbst den Vater für die Seinigen bittet. Ich will, sagt er, daß sie, wie ich und du eins sind, so auch sie in uns eins seien (Joh. 17, 21. 22). Ich bin dein Sohn durch väterliche Zeugung; sie sollen meine Söhne und meine Kinder sein durch die Gnade. Wie erhaben ist es, wenn der Christ so in Christus heranwächst, daß er gewissermaßen Christus genannt wird! Das ist es, was jener getreue Verwalter der christlichen Gemeinde empfand, da er sprach: Wir Christen alle sind in Christus ein Christus. Und mit Recht; denn er ist das Haupt und wir sein Leib, er ist der Bräutigam und wir die Braut. Er ist der Bräutigam in sich, die Braut der heiligen Seelen, die er sich mit dem Bande der ewigen Liebe verbunden hat. Wie einem Bräutigam, sagt er, hat er mir die Krone aufgesetzt und wie eine Braut hat er mich mit Zierde geschmückt.

[1]) In Bezug auf die vorhergehende Betrachtung gesagt.

Hier, meine Seele, hier betrachte die Wohltaten, die er dir erwiesen hat, entzünde dich in seiner Liebe und entflamme dich zur Sehnsucht der heiligen Betrachtung desselben. Rufe also laut aus, im Gefühle der innigsten feurigsten Liebe und ganz im Verlangen hingegossen, rufe aus das Wort der treuen Braut: Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes (Cant. 1, 1). Es entferne sich aus meinem Geiste jede andere Freude außer ihm, kein Vergnügen dieser Welt, kein Trost tröste mich, wenn mir seine beseligende Gegenwart versagt ist. Er umfasse mich mit den Armen der heiligen Liebe, er küsse mich mit dem Munde der Süßigkeit, er rede zu mir mit jener unaussprechlichen Sprache, mit welcher er den Engeln seine Geheimnisse offenbart. Das sei das Wechselgespräch zwischen der Braut und dem Bräutigam, daß ich ihm mein ganzes Herz aufschließe und er mir die Geheimnisse seiner Huld offenbart.

Wenn du durch diese und ähnliche Betrachtungen, meine Seele, aufgeweckt und voll heiliger Sehnsucht bist, dann bemühe dich deinem Bräutigam zu folgen und spreche zu ihm: Ziehe mich dir nach und laßt uns nach dem Wohlgeruche deiner Salben laufen (Cant. 1, 3). Aber spreche es in aufrichtiger Treue, nicht im verschallenden Worte, sondern in bleibendem Verlangen. Sprich es so, daß du erhört werdest; verlange so gezogen zu werden, daß du folgen kannst. Sprich also zu deinem Erlöser und Heilande: Ziehe mich Dir nach. Es ziehe mich nicht die Süßigkeit der Welt, sondern es ziehe mich die Süßigkeit Deiner himmlischen Liebe. Einst habe ich mich von meiner Eitelkeit ziehen lassen, aber nun soll mich seine Wahrheit ziehen. Ziehe mich, weil Du mich gezogen hast; halte mich fest, weil Du mich ergriffen hast. Du hast mich gezogen, indem Du mich erlöset hast; ziehe mich, indem Du mich heiligest. Du hast mich gezogen mit Deinem Erbarmen; ziehe mich, indem Du mich selig machst. Du hast mich ergriffen, indem Du für uns Mensch geworden und unter den Menschen erschienen bist. Es ist Dein Wort, Deine Verheißung. Du hast die Verheißung gegeben, da Du gesprochen: Und wenn ich über der Erde erhoben sein werde, will ich alles an mich ziehen (Joh. 11, 32). Da du nun in Macht erhöht bist, ziehe mich, mich, den Du gezogen hast, als Du in Deiner Barmherzigkeit Dich erniedrigt hattest. Laß mich es immer merken, daß Du hinaufgefahren; laß mich es erkennen, daß Du alles regierest.

Wie, erkenne ich denn nicht, daß Du regierst? Gewiß erkenne ich es und sage Dank dafür. Aber laß mich es durch vollkommene Liebe erkennen, was ich in frommer Empfindung von Dir Einem empfinde.

Laß mich schauend erkennen, was ich glaubend erkenne. Verbinde das Verlangen meines Herzens mit unaufhörlichen Banden der Liebe mit Dir, wo die Erstlinge meines erkennenden Geistes mit Dir sind. Die Einheit der Liebe einige uns, uns, die uns die Liebe der Erlösung verbunden hat. Denn Du hast mich geliebt, Du hast Dich für mich hingegeben. Meine Gedanken seien daher fortwährend bei Dir im Himmel, Dein Schutz sei fortwährend bei mir auf der Erde. Hilf mir, der ich in Liebe zu Dir jetzt entbrenne, und der Du mich geliebt hast, als ich Dich verachtete. Gib dem Suchenden, der Du Dich mir gegeben hast, ehe ich noch von Dir wußte. Nimm den Rückkehrenden auf, der Du den Fliehenden zurückgerufen hast.

Ich will Dich lieben, damit Du mich wieder liebest, oder vielmehr weil ich geliebt werde, so will ich immer mehr lieben, damit ich mehr geliebt werde. Mein Denken einige sich mit Dir. Mein Streben sei allein auf Dich gerichtet, dorthin wo die Seligen, welche Du in Barmherzigkeit aufgenommen hast, bereits regieren. Laß mich unzertrennlich Dir anhangen, ohne Unterlaß Dich anbeten, standhaft Dir dienen. Lasse mich treu Dich suchen, glücklich Dich finden und lasse mich in Ewigkeit Dich besitzen. Durch diese Betrachtungen werde du, o meine Seele, entzündet, entflammt und bemühe dich ein glühendes Verlangen zu ihm in dir hervorzubringen.

Braun führte in der letzten Hälfte seines Lebens, wenn nicht die parlamentarische Pflicht ihn an Berlin fesselte, ein zurückgezogenes, der religiösen Innenkultur, dem Studium und literarischen Arbeiten gewidmetes Dasein. Von der Universität scheint er sich gänzlich ferngehalten zu haben, obschon er deren Mitglied blieb; sein berechtigter Stolz dürfte zu groß gewesen sein, um dort, wo er der akademischen Ehrenrechte beraubt war, den bloßen Statisten zu spielen. Auch persönliche Beziehungen in diesem Kreise unterhielt er nicht viel, außer zu seinen Freunden, dem Philologen Franz Ritter und dem Juristen Bauerband. Mit den Kollegen, die für das Altertum Sinn hatten, brachte ihn allerdings der Vorsitz des Vefeins von Altertumsfreunden in Berührung. Völlig geschieden lebte er von den Professoren der theologischen Fakultät, mit Ausnahme des treuen Verehrers und Schicksalsgenossen Achterfeldt; der Riß, den die Verstoßung aus der Fakultät gemacht hatte, war zu tief, als daß ein persönliches Verhältnis hätte statthaben können. Unter den Vertrauten der hermesianischen Zeit blieb nur die Freundschaft aufrecht mit Ritter und Elvenich in Breslau, dem Ministerialrat Brüggemann zu Berlin und ganz besonders mit der

Familie des Oberbürgermeisters Stupp von Köln, mit der hinwieder Ennen, Brauns ergebenster Schüler, eng zusammenhing. In der Nähe waren es der Pfarrer Knott von Heimerzheim, ein Studiengefährte, und der Pfarrer Fey in Bodendorf an der Ahr, wo er mit anderen Hermesianern mitunter zu Besuche weilte. Hier traf er dann auch den feingebildeten Kölner Patrizier von Groote, der in Bodendorf ein Landgut besaß. Dagegen spannen sich mancherlei neue Fäden durch die Parlamente, so mit Döllinger, dem Historiker Cornelius, dem Rechtsanwalte und Notar Zum Sande in Lingen, dem Geheimrat Aulike, Direktor der katholischen Abteilung im preußischen Kultusministerium, dem Gutsbesitzer Dr. Hohenschutz auf Milenforst (bei Mülheim am Rhein), der aber früh starb, und namentlich mit August Reichensperger und Steinle, bei denen die Liebe zur Kunst die Verbindung belebte. Die nahen Beziehungen zu Richartz führten ihm den zu seiner Zeit als Verfasser von „Germaniens Völkerstimmen" berühmten Professor Firmenich in Berlin zu, der Gemahl der Nichte und Erbin von Richartz war. Alle schätzten ihn und wußten, was sie auch an dem Menschen Braun hatten.

Einen hübschen Einblick in die intime Seite seines Umganges gewährt ein Brief der Frau Zum Sande an Braun (26. 10. 1849). Sie schreibt: „Der Jubel, den der Empfang Ihres Briefes bei unseren Kindern hervorrief, war zu groß, als daß ich Ihnen nicht davon erzählen sollte. Mariechen hatte ihn in Empfang genommen, das Postzeichen Bonn hatte sie ahnen lassen, von wem der Brief sein würde, und nun sprang und tanzte sie mit demselben herum und schrie immerzu: Von Bonn, von Bonn! Diese Worte elektrisierten die übrigen so sehr, daß ich, um nur den Brief zu bekommen, versprach ihn in Viertelchen zu zerschneiden und jedem eins zuzuteilen, sobald wir ihn gelesen. Sie haben mich, uns alle durch Ihre Freundschaft so recht erfreut, aus vollem Herzen danke ich Ihnen. Oft haben Zum Sande und ich von Ihnen gesprochen und gegenseitig befürchtet, wohl ohne Nachricht von Ihnen zu bleiben; alle Hoffnung habe ich aber niemals aufgegeben ... Ihre stille, zurückgezogene Lebensweise hat für mich sehr was Anziehendes, Ihre Freunde sind dabei aber zu bedauern ... Das Gebet und der festeste Vorsatz, meinen Kindern die sorgfältigste Erziehung zu geben, soweit diese in meinen Kräften steht, geben mir Kraft und so hoffe ich fortzuschreiten. Wie gerne ich nach Bonn käme, Sie wissen es ja. Es geht aber jetzt nicht und wird für die nächste Zukunft auch nicht gehen" [es folgen eingehende Nachrichten über

das Treiben der sechs Kinder]. Der Gatte fügte eine Nachschrift bei: „Mein verehrter Freund, so nenne ich Sie, weil Sie mich so nennen, wodurch ich ein Anrecht auf Ihre Freundschaft habe, die für mich von so hohem Werte ist. Möchte ich ihrer nur würdig werden! . . . Sehr interessant war mir eine Bekanntschaft, die mir Ihre Person näher brachte. Es war der Jesuit von Klinkowström aus Österreich, ein gelehrter Mann, der sich jetzt in Westfalen aufhält, und dem Sie in Wien den Tacitus erklärt haben. Er erinnerte sich Ihrer mit vieler Wärme." Leider wurde die vortreffliche und feingebildete Frau bald durch den Tod weggerafft.

Braun besaß einen starken Heimats- und Familiensinn[1]). Auf sein Erbteil, das allerdings nicht groß war, verzichtete er zu Gunsten seiner Geschwister, behielt sich aber in dem elterlichen Hause ein Zimmer vor, wo er jährlich einige Tage zubrachte. Für die Verwandten hatte er immer eine offene Hand, wenn es sich um die Ausbildung der Kinder handelte. So ließ er zwei Neffen ganz auf seine Kosten studieren und brachte die Tochter einer seiner Nichten in einer höheren Erziehungsanstalt unter. Am lebhaftesten war sein Verkehr mit dem Sohne seines ältesten Bruders, dem Buchhändler und Verleger Peter Braun in Trier, und dessen Frau Camilla, wie die vertraulichen Briefe beweisen. Er nahm großen Anteil an dem Aufblühen des Geschäftes, schrieb aber auch manches weichherzige, ernste wie scherzhafte Wort. Sogar den Zuchtmeister in kleinen Dingen zu machen scheute er sich nicht. „Daß Du wieder rauchest," bekommt der erwachsene Mann zu hören, „war mir keine angenehme Nachricht. Erstens ist es eine abscheuliche Sitte . . .; zweitens aber ist sie in den allermeisten Fällen schädlich und giftig . . . Ich gedenke gegen das Rauchen zu schreiben" (1863).

Äußerlich war sein Leben einunddreißig Jahre lang eng verkettet mit der Familie des Freiherrn Klemens von Droste-Hülshoff, des ihm so nahe gestandenen Freundes und Universitätskollegen. Nach dessen frühem Tode zog er zu der Witwe, Pauline von und zur Mühlen, in das stattliche Haus, das sie in dem zum Oberbergamte gehörigen großen Garten besaß (Voigtsgasse 929½, jetzt Konviktsstr. 2a), und ersetzte dem einzigen Kinde Betty den Vater. Kein Brief kam aus dem vertrauteren Bekanntenkreise, der nicht Grüße an die Freifrau und das

[1]) Das Folgende beruht auf Mitteilungen des verstorbenen Pfarrers Odenthal in Gey, die dieser bei dort lebenden Nachkommen der Familie sammelte, sowie auf den Briefen B.

aufblühende Mädchen enthalten hätte. Wie weit hier die persönlichen Einwirkungen wechselseitig gingen, entzieht sich unserer Kenntnis. Nur das läßt sich ahnen, wie wohltätig für den stets kränkelnden Gelehrten die gemeinsame Häuslichkeit mit der ebenso zurückgezogen, wie er, lebenden Frau gewesen sein mag.

Sein ganzes Leben lang war Braun von körperlichen Leiden heimgesucht, angefangen von dem schweren Anfall, den er als junger Mann in Wien erlitt (s. oben S. 32f.), bis zu seinem Tode. Fast Jahr um Jahr ist in dem Briefwechsel davon die Rede. Es waren keine lebensgefährlichen Krankheiten — nur 1837 ergriff ihn in Rom die Cholera, von der die Kunst eines schottischen Arztes ihn rettete —, aber häufig wiederkehrende Unpäßlichkeiten, die ihn ins Bett zwangen. „Pauline," schrieb 1837 Annette von Droste, „hat eine quäklichte Gesundheit, der Professor eine noch schlechtere" (Cardauns, Briefe 104). Um so mehr muß man die Arbeitsleistungen des Mannes und die ungebrochene Lebensfreudigkeit bewundern.

Freilich hätte niemand, der den großen und kräftigen Mann sah, in ihm einen leiblichen Dulder vermuten sollen. Braun war hochgewachsen[1]) und dabei von starker Körperfülle. Als er in seiner Schrift über Raffaels Disputa (101) bei Erwähnung der traditionellen Abbildung des hl. Thomas von Aquin eine kleine Schutzrede für die Dicken eingeflochten und auf deren Bedeutung in der Geschichte hingewiesen hatte (Gustav Adolf, Hume, Cosimo III. von Medici), scherzten seine Freunde und sahen darin eine oratio pro domo[2]). Übrigens wirkte die Beleibtheit nicht unschön infolge des Ebenmaßes seiner ganzen Gestalt. Das Gesicht war rund und voll, zeigte aber regelmäßige und edelgeformte Züge. Reiches blondes Haar, etwas ins Rötliche schimmernd, überschattete die hohe Stirn. Braun muß eine stattliche und schöne Erscheinung gewesen sein.

Im Sommer 1863 kränkelte er in gewohnter Weise, hoffte aber von einer Badekur Besserung (an Frau Storp 6. 6. 1863; B). Doch beschlichen ihn schon längst Todesahnungen. An Frau Camilla Braun schrieb er (27. 6. 1862; B): „Wenn Du mich nach ein paar Jahren wieder besuchen willst, so ist das eine Sache, wobei ich zu bedenken

[1]) Frau Camilla Braun bat er, ihm eine Bettmatratze für „einen Menschen von 6 Fuß Länge" zu besorgen (B.). Diese Angabe mag etwas übertrieben sein.

[2]) Mündliche Mitteilung meines verstorbenen Kollegen Moritz Ritter, der Braun gut gekannt hatte, und dem ich auch die Beschreibung seiner äußeren Erscheinung verdanke.

habe, ob ich dann noch Besuche annehmen werde." „Gegen Ende des Monats Juli 1863 wurde er von Brustkrämpfen befallen, welche oft wiederkehrten und mitunter sehr heftig wurden. Auch in diesem Leidenszustande, welchen er mit großer Geduld ertrug, verließ ihn seine Tätigkeit nicht: sobald seine Schmerzen nur etwas nachließen, war er gleich wieder an der Arbeit. So bis zum 30. September, wo ein Schlagfluß unerwartet seinem tätigen Leben ein Ende setzte" (Bonner Jahrb. 36, 11f.), nachdem er noch die Sakramente der Kirche empfangen hatte. Am 4. Oktober bettete man ihn, sowie er es gewünscht hatte, auf dem Kirchhofe zu Gey in die heimische Erde. Ungewöhnlich Zahlreiche folgten hier wie in Bonn, wo auch die gesamte Geistlichkeit teilnahm (Bonner Ztg. 1863 Nr. 226), dem Sarge des im Leben so vielfach verkannten Mannes.

Durch Testament, das er drei Tage vor seinem Tode aufsetzte, vermachte er seine Bibliothek dem Franziskanerkloster auf dem Kalvarienberge bei Ahrweiler[1]), die Kunstsachen und das Verlagsrecht der Ritter'schen Kirchengeschichte dem Neffen Peter Braun, das ganze übrige nicht unbeträchtliche Vermögen den Studien- und Stiftungsfonds in Köln zur Begründung von Stipendien für studierende Verwandte, alle näheren Bestimmungen dem Testamentsvollstrecker Professor Bauerband überlassend[2]).

Das Testament schloß mit dem Gebete: „Möge mir Gott ein gnädiger Richter sein!"[3]) Daß die Geschichte ihm ein gerechter Richter sein möge, ist der Wunsch, mit dem das seinem Andenken gewidmete Buch schließen soll.

---

[1]) Augsb. Allg. Ztg. 1863 Nr. 283. Es ist hinzugefügt: „Da die dortigen Mönche aber keine Korporationsrechte besitzen, so werden die Erben gerichtlich gegen diese Bestimmung des Testators vorgehen." In der Tat findet sich in der Bücherei des später nach Remagen verlegten Klosters nichts von den Büchern Brauns.

[2]) Näheres im „Urkundenbuch der zur Verwaltung der Gymnasial- und Stiftungsfonds in Köln gehörigen Stiftungen"[2] (1914) 105—109.

[3]) Nachruf in den „Kölnischen Blättern" 1864 Nr. 4.

Namensverzeichnis.

Achterfeldt, Prof. d. Theol. in Bonn VIIf. 73[3]. 78. 91[3]. 150[1]. 163. 165[1]. 179. 182. 183[2]. 213. 214[1]. 227. 259[1]. 302[2]. 315[0]. 341[2]. 342ff. 346f. 349f. 351ff. 360f. 362[0]. 363. 365ff. 370f. 373[1]. 374. 376. 378. 382. 418f. 421. 447. 450[1]. 453f. 457. 588. 601.

Ackermann, Prof. d. Theol. in Wien 27.

Adelstan, Pseudonym 237[2].

Affre, Erzb. von Paris 185. 397[1].

Alertz, Leibarzt 234. 237. 238[0]. 250. 251[1]. 267. 269.

Alleker, Seminardirektor 450[1]. 500f.

Altenstein v., preuß. Kultusminister 71. 128. 170f. 177[1]. 240. 273. 418[1]. 449[2].

Altieri, Nuntius in Wien 198[4]. 403[1]. 409.

Alzog, Prof. d. Theol. in Freiburg 186. 467ff.

Ambrosch, Prof. d. Philol. in Breslau 194[1]. 207[2]. 323[1]. 362[0].

Ancillon v., preuß. Minister 244.

Arendt, Prof. in Löwen 140.

Arndt, Ernst Moritz 457. 543[3].

Argenteau d', Nuntius in München 192. 289[2].

Arnoldi, Bisch. von Trier 182. 340. 346[1].

Auerswald v., preuß. Minister 545.

Augusti, Prof. d. Theol. in Bonn 107.

Aulike, Ministerialrat 409[1]. 499f. 563. 602.

Baader, Philosoph 38. 137. 138[1]. 142[1]. 151. 160.

Bally v., Abgeordneter in Frankfurt 514.

Baltzer, Prof. d. Theol. in Breslau 21[3]. 51. 72[1]. 76[4]. 77. 109[1]. 120[2]. 129[1]. 141. 145ff. 151. 161f. 164. 178. 184. 208[3]. 210[1]. 212[1]. 271[1]. 273. 293[2]. 315[0]. 316[1]. 330ff. 335. 339[0]. 428[1]. 455f. 475. 502.

Bardani, Sekretär d. Indexkongr. 63.

Bauerband, Prof. d. Rechte in Bonn 40[3]. 547. 561. 601. 605.

Baudri, Generalvikar in Köln 343[1]. 370.

Baudri, Maler 563.

Bausch, Bisch. von Limburg 214. 215[1].

Bautain, Philosoph 148f. 166. 181. 218. 224. 290. 295. 308. 403[1]. 409. 425.

Becker, Maler in Köln 579[1].

Bercht, Prof. in Bonn 417[1].

Berlage, Prof. d. Theol. in Münster 21[3]. 182. 310ff. 335. 372. 373[1]. 398. 455f.

Bernetti, Kardinal 211. 266.

Bertram, kölnischer Kunstfreund 575f.

Bethmann Hollweg, Universitätskurator in Bonn 342. 350. 361. 362[0]. 365. 535.

Beyer v., Weihbischof in Köln 413[1].

Beyhofer, Pfarrer 156.

Binterim, Pfarrer 4. 115. 120[1]. 184f. 191f. 201. 207f. 209[1]. 221[1]. 239[0]. 289[2]. 419[1]. 464. 480ff.

Biunde, Prof. d. Philos. in Trier 127f. 130f. 145. 158[2]. 161f. 163f. 173[1]. 181. 184. 190[1]. 209[0]. 210[2]. 212f. 214[1]. 219[2]. 228[1]. 231f. 233[2]. 234f. 236f. 242[1]. 243. 249. 257. 267[1]. 269[1]. 296ff. 303. 317. 337[2]. 343. 372. 544[1].